This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

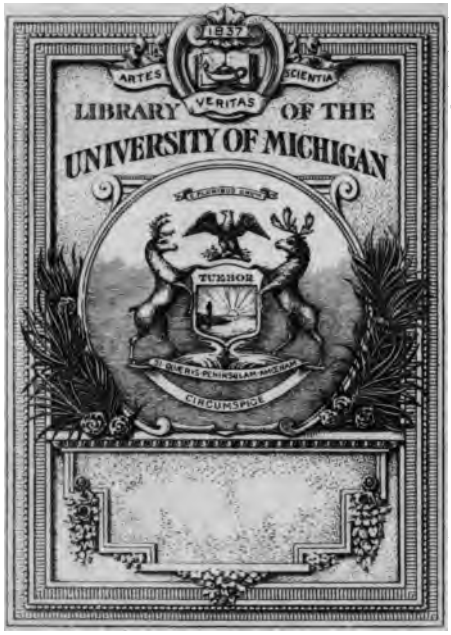
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

838
.164aC
S38

A 728,119


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

W
S

Wielands „Agathon“
und die Anfänge des modernen Bildungsromans.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

philosophischen Fakultät der Albertus-Universität

zu Königsberg i. Pr.

vorgelegt und nebst den beigefügten Thesen

am

Sonnabend den 26. November 1904, vormittags 10 Uhr,

öffentlich verteidigt

von

Friedrich Wilhelm Schroeder

aus Rastenburg.

Opponenten:

Dr. phil. **Leo Pilch.**

cand. phil. **Johannes Dziubiella.**

Königsberg i. Pr.

Hartungsche Buchdruckerei.

1904.

X 177

6.22.25 LWB

Meiner Mutter

in Dankbarkeit.

Diese Arbeit ist ein Teil der Dissertation, die der philosophischen Fakultät zur Beurteilung vorgelegen hat.

German
Harz.
8-6-26
13137

Noch immer hat die deutsche Literaturforschung Wieland eine Ehrenschuld abzutragen. Dem Manne, den der strenge, wahrheitsliebende Lessing jederzeit vorurteilsfrei und gerecht würdigte, dem ein Goethe „mehr aus einer fast vierzig Jahre geprüften Neigung als aus rednerischer Überlegung“[1]) in feinem Verständnis für des Mannes und des Dichters Grösse und in liebevoller Würdigung seiner Werke eine herzliche Trauerrede in der Loge hielt und einen wahrhaft schönen Nachruf im „Maskenzuge“ vom Dezember 1818 widmete, ist trotz einiger biographisch und kritisch-ästhetisch wertvoller Arbeiten eine ihm angemessene Würdigung nicht zuteil geworden.

Ein Repräsentant des gährenden, von mannigfachen heterogenen Elementen durchsetzten Zeitalters der Aufklärung, auf der Scheide zweier Weltanschauungen, musste Wieland in der eigenartigen Verbindung von Klopstockscher Schwärmerei und seltener Klarheit des Denkens, von Pietismus und Aufklärung und naiver Kindlichkeit, vielseitiger, feinsinniger Beweglichkeit und nüchtern altväterischer Steifheit vielen problematisch erscheinen. Sein anscheinend plötzlicher Umschwung aus einem frommen Schwärmer zu einem Manne des feinen Lebensgenusses, als die erhabene Muse des exaltierten Jüngers Bodmers sich in einen lüsternen Faun verwandelt zeigte, warf tiefe Schatten auf ihn, die zu seinen Ungunsten noch durch die nur die frivole Seite

seiner Werke vornehmlich aus der zweiten Periode nachahmenden Nachtreter vergrössert wurden.

So stand Wieland schon bei Lebzeiten in einem ungünstigen Lichte.

Schiller in seinen hohen ästhetischen und sittlichen Anforderungen an den Dichter brach in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung, mehr noch in seinen Briefen an Körner über ihn den Stab.

Der Hainbund verbrannte bei einer Feier von Klopstocks Geburtstag Wielands Bildnis, der Göttinger Musenalmanach vom Jahre 1775 brachte das Aergste gegen Wielands „Buhlerromane und ländervergiftende Schandgesänge" und die Romantiker, die ihm doch so viel zu verdanken hatten, gingen unter der Aegide der Gebrüder Schlegel in ihrem „Athenäum" nicht zärtlicher mit ihm um.

Und so sind die Urteile über Wieland auch in den Literaturgeschichten mit überwiegender Ungunst abgefasst. Allen voran und durch die Nachbeter traditionell geworden Friedrich Christoph Schlossers in seiner stark subjektiven, lediglich nach sittlichen Gesichtspunkten entscheidenden Auffassung: „elende Romane . . . erbärmliche Lebensphilosophie und das leichte Spiel üppigen Witzes",[2]) seines Schülers Gervinus: „er lebte ein vollkommenes System der Passivität"[3]) und des ihn äusserst abfällig beurteilenden Vilmar,[4]) gegen die freiere und gerechtere Urteile wie die Scherers,[5]) Loebells[6]) und Cholevius'[7]) nicht aufkommen können.

Gewiss ist Wieland eine schwer zu erfassende Erscheinung. Aber gerade eine solche Natur bedarf der genauesten und sorgfältigsten Untersuchungen, um in ihrer dichterischen Eigenart verstanden und gerecht beurteilt zu werden. Nur aus einer zusammenfassenden, auf gründlichen Vorarbeiten fussenden Anschauung

seines gesamten Wesens wird man ihm ganz gerecht werden, die Einheit des Dichters und Menschen in ihm erkennen und so auch wie Goethe das Wesen des Vielseitigen in seiner Einheitlichkeit erklären können.

Doch wir besitzen nicht einmal eine kritische Ausgabe von Wielands Werken als Basis jeglicher Arbeiten. Schon Goethe hat 1795 in Schillers „Horen", wie Seuffert feinsinnig interpretiert, eine kritische Ausgabe verlangt: „Jeder aufmerksame Bibliothekar sorge, dass eine solche Sammlung aufgestellt werde, und das folgende Jahrhundert wird einen dankbaren Gebrauch davon zu machen wissen."[8]) Dann macht Scherer im „Anzeiger für deutsches Altertum"[9]) darauf aufmerksam, dass bei Wieland eine kritische Ausgabe am allerdringendsten sei. Nunmehr plant die Berliner Akademie eine Gesamtausgabe.

Weder zuverlässige Sammlungen seines Briefwechsels noch genügende Vorarbeiten stehen zur Verfügung.

In Erich Schmidts Jahresberichten für deutsche Literaturgeschichte hat man im Jahrgange 1891 Wieland, nachdem man versuchsweise ihm 1890 einen selbständigen Abschnitt eingeräumt,[10]) doch nur „in grösserem Zu sammenhange"[11]) behandelt.

Wiederholt wird geklagt, dass die Nachrichten nur spärlich fliessen. Nur in dem Mangel an genügenden Vorarbeiten scheint mir das Ausbleiben der schon lange von Seuffert in Aussicht gestellten Biographie zu erklären zu sein: eine den Forderungen der jetzigen Forschung entsprechende erschöpfende Darstellung seines Lebens und Wirkens besitzen wir bisher nicht; die noch immer beste Gesamtdarstellung bietet Loebell.

Kann Wieland auch der Gegenwart nach der klassischen Epoche unserer Literatur nicht so viel

geben, hat er fast gar keine Werke von absolutem allgemein gültigem Werte geschaffen, sind selbst seine vollendetsten Werke: Oberon, Musarion, Agathon, die Abderiten und die romantischen Erzählungen nicht schlackenfrei, so war er seiner Zeit desto mehr, so gab er ihr in reicher Genüge, wessen sie bedurfte, „in nichts ein Muster und in allem ein Andeuter und Erwecker“: hier ist in notwendiger Ergänzung der von unserer Zeit geübten absoluten Schätzung um so mehr die historische Beurteilung am Platze.

Aus dem kulturellen Leben des achtzehnten Jahrhunderts kann man Wieland, den Aufklärungsphilosophen, der durch seinen „Merkur“ und seine Kritik viel zur Verbreitung allgemeiner Bildung beigetragen, den Historiker und Philologen, Journalisten und Politiker, den einzigen nach Treitschkes Urteil, der den Wendungen der Tagespolitik mit reger Teilnahme gefolgt sei,[12]) unmöglich hinwegdenken.

Um die deutsche Literatur hat er grosse Verdienste. Es ist Wielands geschichtliche Stellung, dass er im Gegensatz zu Klopstock die Dichtung auf die Erde zurückführte, und dass im Gegensatz zu Lessings klarer Verstandestüchtigkeit Phantasie und Sinne bei ihm zur Geltung kamen.

In seiner Kunstanschauung bahnte sich die Emanzipation der Dichtung von Religion und Moral an.

Die Sprache erhielt durch ihn Glätte, Leichtigkeit und Anmut; dadurch ward er der Schöpfer einer feineren Umgangssprache und gewann die höheren Stände, die wie Graf Stadion die deutsche Sprache nur aus Akten und Urkunden kannten.

Den Versbau bereicherte er durch Einführung neuer Formen und brachte den von Klopstock gemiedenen Reim wieder zu Ehren.

Das Stoffgebiet hat er um ein beträchtliches er-

weitert: um das Altertum hat er sich durch vortreffliche philosophische Arbeiten verdient gemacht, das Mittelalter hat er durch dichterische Behandlung erschlossen, den grossen Briten uns durch seine Übersetzung näher gebracht, aus Italien, Spanien, namentlich aus Frankreich hat er, dieser „trait d'union entre les deux littératures“,[13]) dichterische Stoffe eingeführt, die von grosser Wirkung für die Folgezeit gewesen sind. Überall verstand er es, das allgemein Menschliche herauszufinden.

Unter den Dichtungsgattungen kamen das komische Epos und das ritterliche Heldengedicht durch ihn zur Blüte, und auf dem Gebiete der Prosa ward er der Begründer des klassischen deutschen Romans.

In Deutschland war er der erste, der mit Glück und Geschick dem Humor, der Ironie und Satire im Roman einen weiten Spielraum eröffnete. In der Gesamtgeschichte des Romans aber bezeichnen seine Werke auf diesem Gebiet eine neue, eine höhere Entwicklungsstufe dicht vor den Toren der Klassizität. Der Roman ist durch „Agathon“ aus der Sphäre der blossen Unterhaltungslektüre herausgehoben und gleichsam geadelt worden.[14]) Die höchsten Bildungsfragen, geistig bedeutsame, psychologische, religiöse, politische, philosophische Probleme, dichterische Ideen kamen zur geschickten Behandlung. Der historische und mehr noch der kulturhistorische Roman wurde einen bedeutenden Schritt der überhaupt erreichbaren Vollkommenheit entgegengeführt. Überall steht der Mensch, sein Seelenleben, die pragmatische Entwickelung der Hauptpersonen im Vordergrund. Es ist Wielands unvergänglicher Ruhm, sagt Hettner,[15]) dass er der erste war, welcher dem deutschen Roman „eine ideale Grundlage und inneren Gehalt gab“. Er verinnerlichte den Roman, welcher bis dahin nur an der niedrigsten stofflichen

Spannung gehaftet hatte; er erhob ihn zur Darstellung des geheimsten Seelenlebens, zur Darstellung innerer Bildungskämpfe.

Wie Wieland unter den Dichtern, so ist unter den Dichtungsgattungen der Roman von der Forschung vernachlässigt worden.

Die Geschichte des deutschen Romans ist noch nicht geschrieben. Die allgemein gehaltenen von Q. L. B. Wolff[16]) — populär geschrieben, von geringem Umfange im Verhältnis zu der grossen Materie, kaum mehr als einiges zur Einführung bietend — und Dunlop[17]) — für den wissenschaftlich gebildeten Leser vorzuziehen, bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts handelnd — kommen nicht in Betracht. Eichendorffs[18]) höchst einseitige Behandlung „in seinem Verhältnis zum Christentum" betrifft nur das achtzehnte Jahrhundert. Bobertag,[19]) nur bis 1700 reichend, hat einen gerechten, wenn auch etwas strengen Richter in Scherer[20]) gefunden: eine Fortsetzung ist nicht erschienen. Die Arbeiten von Rehorn[21]) und H. Mielke[22]) — beide nicht Fachleute, ohne sichere Grundlage und literarhistorische Schulung — wie die vielen mehr oder minder guten Einzelstudien[23]), die neben skizzenhaften, unselbständigen Rückblicken gute Streiflichter über Strömungen des Romans der Gegenwart und allernächsten Vergangenheit bieten, können nur als Vorarbeiten gelten. So ist es nicht zu verwundern, dass selbst für die eigentliche literarhistorische Würdigung von Goethes „Wilhelm Meister", dieses so eminent wichtigen Romans, noch wenig getan ist[24]).

Um die Technik hat Spielhagen[25]) sich Verdienste erworben; aber noch sehr liegt dieses Gebiet brach.

Das alles hat mit seinen Grund in der Schwierigkeit der Erforschung und Behandlung des Romans. Ernste Gewissenhaftigkeit wird sich vor allem eine Totalität der Kenntnis zu verschaffen suchen müssen und bei der Überfülle der Produktion sehr vielfach nur allzu unfruchtbare und die Arbeit nicht entgeltende Resultate erzielen. Wer sich aber nur an die ihm bereits als gut oder bemerkenswert bezeichnete Romandichtung hält — so gerecht auch im allgemeinen die natürliche Auslese ist — wird sich dem Vorwurf der Abhängigkeit nicht entziehen können. Hauptsächlich liegt es aber an der vornehmen, exklusiven Stellung der Poetiken und Literaturgeschichten, deren Verfasser dem Roman das Bürgerrecht in der Republik der Dichtungsarten nicht zugestehen wollen, wie ja schon Schiller den Romanschriftsteller nur als einen Halbbruder des Dichters anerkannte. Und so haben sich trotz der intensiven Beschäftigung Wilhelm von Humboldts mit dem Roman und der enthusiastischen Begeisterung Friedrich Schlegels, der den Roman als Gipfel aller Kunst, der alle Poesie zusammenfasse, die je dagewesen ist, als den Inbegriff und das Ideal des Romantischen betrachtete, manche Ästhetiker gegen, viele nicht für den Roman ausgesprochen.

In der Tat hat er vom Standpunkte der reinen selbständigen Kunstschönheit etwas Zwitterhaftes und bewegt sich nicht in der Höhe reiner Kunst wie das Epos und das Drama; aber er braucht deshalb keineswegs der platten und leeren Alltäglichkeit zu verfallen; denn auch der realistische Dichter kann Herr des Stoffes und freischaffender Poet bleiben. Freilich zieht die prosaische Form und die damit verbundene realistische Behandlung den Dichter fast unbewusst aus der Welt des schönen Scheines und aus dem Gebiete des rein Ästhetischen hinweg und leicht bis zur Grenze

des Erlaubten hin: der Roman wirkt sinnlich stoffartig und sinkt zur Unterhaltungslektüre herunter, oder er macht sich zum Träger politischer, religiöser, moralischer, sozialer Theorien, wirkt belehrend und tendenziös, während doch das wahrhaft Schöne keine Herrschaft des Zweckes leidet.

Doch der Roman ist in seiner Selbständigkeit zu gross, als dass man ihn lediglich für eine Zwittererscheinung erklären dürfte. Gerade, dass er die Brücke bildet zwischen Poesie und Prosa, leiht ihm Vorzüge, die wir bei den anderen Dichtungsgattungen nicht finden: seine elastische Schmiegsamkeit und seine leichte Beweglichkeit der Kunstmittel machen ihn geeignet, sich den verschiedensten Denk- und Anschauungsweisen, den mannigfachsten geistigen Strömungen jeder Zeitepoche, den verwickeltsten Formen modernen Lebens und moderner Kultur anzupassen und das zeitgenössische Leben in einer gewissen Totalität darzustellen. Die Welt des Kleinen und die psychologische Vertiefung ist sein eigenstes Gebiet. Was dem naiven Menschen der alten Zeit das Epos, ist dem sentimentalischen, modernen der Roman.

Da er allmählich die verschiedenen Kulturepochen und die ganze Wirklichkeit mit ihrer reichen, bunten Mannigfaltigkeit in seinen Bereich gezogen, ist die empirische Einteilung und die nach den vorwiegenden Elementen erfolgte Benennung eine äusserst vielseitige, so jedoch, dass manche einander durchdringen und ineinander aufgehen. Je nach der Art der Behandlung spricht man von humoristischen und satirischen, nach der vorwaltenden Gemütsstimmung von Sentimentalitäts- und Leidenschaftsromanen, nach Ziel, Zweck und Tendenz von didaktischen, pädagogischen und moralischen, religiösen, philosophischen, Aufklärungs- und Emanzipationsromanen, sozialen und politischen Tendenzromanen,

nach den vornehmlichen Personen und Ständen von Ritter-, Schäfer- und Schelmen-, Arbeiter- und Künstlerromanen, nach Ort oder Zeit von archäologischen, Kultur- und historischen, Zeit- oder Sittenromanen u. s. f.

Im Bildungsroman — „der einzige Roman für den denkenden Kopf von klassischem Geschmack," wie Lessing auf „Agathon" bezüglich sagt[26]) — hat die Gattung ihre Höhe erreicht; in ihm ist der Roman — man gestatte mir den Ausdruck, klingt er auch etwas Hegelsch konstruiert —, zum Bewusstsein seiner selbst gekommen. Die Entwickelung einer fein organisierten Persönlichkeit von den ersten Anfängen des Fühlens und Strebens in ihren Reibungen mit dem Leben, in ihren Konflikten des Geistes und Gewissens, in ihrem Kampfe zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Ideal und Leben darzustellen: das ganze geistige Ringen der sinnlich beschränkten Menschenkinder, die Fesselung der Leidenschaften durch die Macht der Reflexion und das Gewinnen einer einheitlichen Lebens- und Weltanschauung, abgehoben und eingerahmt von dem temporären Gehalte der Zeit mit ihren Forderungen, Ideen und Konflikten vor Augen zu führen, wird immer zu den höchsten und verlockendsten Aufgaben des Dichters zu zählen sein. Hier wetteifert — das Kennzeichen aller echten Poesie — die Darstellung des Besonderen in lebendigster Gegenwärtigkeit zugleich mit der Wirklichkeit und schliesst doch überall das Allgemeine in sich, so dass „wer jenes lebendig erfasst, zugleich auch dieses erhält, selbst ohne es gewahr zu werden."[27])

„Der innere Gehalt ist der Anfang und das Ende aller Kunst" sagt Goethe.[28]) Mit den Worten, die er Wilhelm Meister sprechen lässt: „Was hilft es mir, gutes Eisen zu fabrizieren, wenn mein Inneres voller Schlacken ist", hat Goethe das Bildungsideal und den Bildungsroman proklamiert.

Freilich, eine so reife und hohe Kunst kann nicht über Nacht entstehen: „Agathon“ ist nur ein Vorläufer des Bildungsromans; seine Vollendung und Wahrheit ist Goethes „Wilhelm Meister.“

I.

Bedeutung des „Agathon“ für Wielands Leben und Werke.

„Das Beste, was der Dichter geben kann, ist seine Individualität.“ Selbsterlebtes und Selbsterkämpftes wird sich spielend und leicht zur adäquaten dichterischen Gestaltung formen und, mit dem Herzblut geschrieben, auch Züge warm pulsierenden Lebens tragen. So sind Goethes Werke „Bruchstücke einer grossen Konfession“, so ist auch die Geschichte von Wielands Werken „zugleich die Geschichte seines Geistes und Herzens und, in gewissem Sinne, seines ganzen Lebenslaufs“, wie er selbst im Vorbericht[1]) zu der Gesamtausgabe vom Jahre 1794 sagt.

Finden wir dieses Moment in seinen epischen Erzählungen, den griechischen und den romantischen, wie Form, Behandlungsweise, Einkleidung und das stoffliche Interesse es gebieten, nur insofern ausgeprägt, als Grundmotive und Tendenz für Wieland charakteristisch sind, so tritt es um so mehr bei seinen Romanen in den Vordergrund, in denen er den Entwicklungs- und Bildungsgang seines Geistes und die Kämpfe und Konflikte seiner Seele in einer ihm sympathischen und seiner innersten Natur nach verwandten Zeit abbildet, diese allgemein menschlichen Probleme philosophisch vertieft und auf kulturhistorischem Grunde zur Lösung bringt.

Wir werden ihn selber am reinsten herauserkennen, nicht in der Behandlung von Stoffen, wo er mit der Form oder mit dem Gedankengehalte zu ringen hatte oder diesen nur oberflächlich, einseitig eine bestimmte Wirkung abzielend, streifte wie im „Don Sylvio", auch nicht, wo seine Individualität an Kraft und Intensität verloren und sich schon mehr einer objektiven, kulturhistorischen Romanrichtung zuwandte wie in den Romanen seiner letzten Periode, sondern da, wo er, auf der Höhe seiner Kraft, im ruhigen Besitz einer errungenen Weltanschauung stand: im „Agathon."

Es ist sein Lieblingswerk, weil es die Geschichte seiner eigenen Umwandlung, seiner „Metamorphose" enthält, an dem er ein halbes Menschenleben gearbeitet. Schwärmerisch, sinnlich-phantastisch, exaltiert beanlagt, musste er, solange er noch unselbständig und seiner nicht bewusst war, je nach den bestimmenden Verhältnissen und Anlässen bald in das eine Extrem der Klopstockschen Engelschwärmerei und pietistischen Verklärtheit, bald in das andere der Freigeisterei und des negierenden Materialismus fallen, bis er durch Zucht des Willens die richtige Mitte fand, die Sinnlichkeit zur sittlichen Schönheit erhöhte und feierlichen Ernst und erhabenes Pathos zu Anmut und Grazie vermenschlichte.

In der strengen Hut eines ernsten Vaters, eines Schülers von Francke, aufgezogen, bestärkt in der frömmelnden, religiös ekstatischen Richtung auf der Schule in Klosterbergen, sein Idealbild alles Schönen und Himmlischen in Sophie von Gutermann, der späteren Frau von Laroche, verkörpert sehend und unter Bodmers patriarchalischer Leitung vollends in überirdische Sphären entrückt, musste er, der schon frühe Bayles Dictionnaire und Voltaires Schriften und durch Dr. Baumer in Erfurt den Don Quixote kennen gelernt

hatte, nun im Verkehr mit der Welt und leibhaftigen Menschen, besonders durch den gesundenden Einfluss des Arztes Zimmermann, bald seiner Illusionen gewahr werden.

Die vorher so arg vernachlässigte sinnliche und materielle Seite begann er dann übermässig zu betonen, als ihm im Hause des Grafen Stadion zu Warthausen die Gelegenheit zur genauen Bekanntschaft mit der vornehmen Welt und der aristokratischen Geistesbildung geboten wurde.

Wieland schrieb sich nicht wie Goethe diesen Kampf von der Seele; zeitlebens hat er ihn nicht überwunden: die Kontraste und Extreme liegen nebeneinander, und immer wieder finden wir in seinen Dichtungen dieses Grundthema, den unversöhnten Kampf zwischen Rationalismus und Idealismus, Sinnlichkeit und Tugend, den Wünschen der Sinne und den Forderungen der Sittlichkeit und den Übergang von überirdischer Schwärmerei zu menschlicher Leidenschaft und Schwäche. Nirgends aber finden wir dies so rein und losgeschält, so ganz ohne andere Absichten, als Hauptzweck wie in seinem „Agathon." Er ist der Schlüssel, der uns sein Innerstes und die Irr- und Wirrgänge eröffnet, auf denen er gewandelt, und uns die geheimsten Triebfedern blosslegt, die sein Wesen und Handeln bestimmt: das Problematische in seiner Natur erscheint uns psychologisch verständlich und, wo andere einseitig den Stab über ihn brechen, werden wir ihn verstehen und ihn auch entschuldigen können.

Mit gutem Recht hat Wieland den „Agathon" an die Spitze seiner Werke bei der Gesamtausgabe letzter Hand gestellt: er sollte ein Führer durch diese sein; aus dem Gesichtspunkte des „Agathon" wollte er sich und seine Schöpfungen betrachtet wissen.

So bildet der „Agathon" den Kern- und Zentral-

punkt seines Schaffens. Wie die vornehmlichsten Werke, die seine Umwandelung ankündeten und herbeiführten, den Keim des „Agathon“ in sich tragen, so ziehen sich viele Fäden von hier aus über fast alle Geistesschöpfungen bis zum „Aristipp“ hin.

„Araspes und Panthea“, 1758 in Bern verfasst, nennt Wieland selbst den Keim des „Agathon“, und an L. Meister[2]) schreibt er: „Mit meinem Übergang aus der platonischen Schwärmerei zur mystischen (1755—56) und mit meinem Herabsteigen aus den Wolken auf die Erde ging es natürlich und gradatim zu. Mein Cyrus und meine Panthea und Araspes waren die ersten Früchte der Wiederherstellung meiner Seele in ihre natürliche Lage.“ Dieser dialogisierte Roman, „die schönste Episode aus Xenophons Cyropädie“,[3]) ein „ebenso lehrreicher als unterhaltender Beitrag zur Geschichte des menschlichen Herzens,“[4]) „in welcher die Idee der Geschichte Agathons in seiner Seele lebendig zu werden anfing und sich nach und nach ausbildete,“[5]) entspricht in seiner Philosophie ganz der des „Agathon.“ Dieselben Probleme wie hier werden in blühender Sprache, dramatisch belebt, erörtert.

Araspes vermisst sich in Unkenntnis seiner Kräfte und Leidenschaften, auf seine Tugend trotzend, zu der kühnen Behauptung, dass der Umgang mit der schönen Panthea ihm nicht gefährlich werden könne. Bald aber entbrennt er in leidenschaftlicher Glut zu ihr; die Vorwürfe eines sittenstrengen Freundes bringen ihn vollends zur Verzweiflung. Das edle Menschentum des weisen, besonnenen und milden Cyrus gibt ihm Ruhe: Tugend ist nicht Passivität, sondern Sieg im Kampfe; sein Fall sei ihm eher zu verzeihen als seine grosse Vermessenheit vorher.

Hier treten uns schon dieselben Anschauungen wie im „Agathon“ entgegen, über die zwei Naturen im

Menschen: „Ach, in diesem Augenblick erfahre ich die Wahrheit, dass ich zwei ganz verschiedene Seelen in mir habe.“[6]) — „Was ist das Getümmel fallender Welten und das Brüllen des Chaos gegen den einheimischen Krieg der Seele, die mit ihrer ganzen furchtbaren Macht auf sich selbt losstürmt. Eine brennende Seele!“[7]) und ihr Verhältnis: „Ehe du, vom Leib entfesselt, ganz Seele wirst . . . schmeichle dir mit keiner Liebe, an die nicht auch der Leib seine Anforderungen mache.“[8]) — „Der Mensch ist nicht zur ätherischen Liebe gemacht.“[9]) — „Ach! zu spät lern ich jetzt, dass nur die weise Liebe glücklich macht,“[10]) über die Tugend: „Ich liebe die Tugend . . . aber ach! sie ist unvermögend, mich zu schützen“.[11]) — „Die Liebe zur Tugend schützt nicht allemal vor der Gewalt der Leidenschaft. Auch heroische Seelen haben eine verletzliche Seite,“[12]) oder, wie das allgemeine Urteil über die Schwachheit der menschlichen Natur und ihrer Bestimmung lautet: „Leute, die lange gelebt haben, kennen die Gebrechlichkeiten der menschlichen Natur.“[13]) — „Glaube mir, sie hat keine Ursache, sich der Menschheit zu schämen, und da ich jetzt mehr als jemals empfinde, wie schön es ist, ein Mensch zu sein, so kommt es mir nicht zu, sie anders als nach menschlicher Weise zu lieben.“[14])

Der fein und liebevoll gezeichnete Araspes mit seinem reichen Seelen- und Phantasieleben ist eine Vorstudie zu Agathon; Panthea mit ihrer zur Tugend geschaffenen Seele, „die so ganz Seele ist, dass ihr Leib nur ein Abglanz derselben scheint,“[15]) gehört zu den „schönen Seelen“ einer Psyche und Danae, und den „edlen, verständnisvollen“ Cyrus, der zu Wielands Lieblingsgestalten gehört,[16]) treffen wir auch in Danaens Lebensgeschichte.

Viele Eigentümlichkeiten zeigen sich hier vorgebildet: das Fehlen fast jeder äusseren Handlung, die

grosse psychologische Kunst der Seelenmalerei, die Neigung weitschweifig und doktrinär zu werden, die ähnliche Verwendung der Motive, der Mangel an durchgebildeter Technik, der Wohllaut und Zauber der Sprache.

Das Cyrus-Fragment vom Jahre 1759 ist von der Grundstimmung reiner Menschlichkeit im „Agathon" getragen. Wieland hält sich in der Schilderung von Charakteren und Sitten an die Natur; der Held erscheint nicht heroisch und übermenschlich, wie es bisher Mode gewesen, die Grossen der Welt ins Überirdische zu steigern, sondern menschlich gross in edler Verklärung.

In „Theages oder über Schönheit und Liebe" sind höchst bedeutsame Hinweise auf die in den späteren Dichtungen immer wiederkehrenden Motive. Hier tritt bereits Aspasia, die Lehrerin der Danae im „Agathon", in dem Zauber und Reiz des Perikleischen Zeitalters auf; hier wird über die spiritualistische Erhabenheit des Christentums und des Platonismus und die unwahren Menschen Richardsons gespöttelt.

Während aber Wieland am „Agathon" selber arbeitete, fing er zu seiner Erholung zuerst den „Don Sylvio" und dann die kleinen Erzählungen zu schreiben an, die unter dem Titel „Komische Erzählungen" zusammengefasst wurden. „Sie wissen," schrieb Wieland an Gessner am 5. August 1763, „dass man zumalen in Umständen wie die meinigen, nicht immer an einem Werk de longue haleine fortarbeiten kann und zuweilen etwas anderes vornehmen muss, um die Fibrillen, die uns denken halfen, nicht allzulange auf den nämlichen Ton gespannt zu halten." Aus derselben Grundstimmung geboren, verfolgen diese Dichtungen, bald in feiner Selbstironie des Autors, bald in frivolem Spiel der Phantasie, dieselben Absichten, „den Sieg der Natur über die Schwärmerei" darzustellen und zu den Fragen

Stellung zu nehmen, die seitdem das Programm von Wielands Werken gebildet haben. Dass so der „Don Sylvio“ in der Verwendung der Motive, in der Anordnung und Technik — worin er dem „Agathon“ übrigens weit überlegen ist — namentlich aber in den Reflexionen des Helden und den „unmassgeblichen Gedanken des Autors“ und den Exkursen vieles mit ihm gemeinsam hat, darf uns nicht wundernehmen: Don Sylvio auf einer höheren Bildungsstufe mit einem weiteren geistigen Horizonte ist Agathon.

Der Roman, der den Fachphilosophen seiner Zeit noch am zunftgemässesten erscheinen konnte, brachte Wieland die Professur in Erfurt ein.

Dieselben Grundanschauungen und philosophischen Ansichten, populär und anschaulich demonstriert, kehren in verschiedenen Variationen mit manchen Äusserlichkeiten wie Lieblingsnamen — die Mutter „Agathons“ heisst bereits Musarion[17]) — und Lieblingsgestalten — Lais, Aspasia und Aristipp in den „Dialogen des Diogenes von Sinope“ — in den poetischen Werken wieder.

Alle Romane Wielands aber, die für sich allein stehenden „Abderiten“ ausgenommen, sind im Stile des „Agathon“ geschrieben, dessen Vorzüge sie nicht mehr erreichen konnten.

Von der eingehenden Schilderung der politischen Verhältnisse und des Intrigenspiels zu Athen und Syrakus ziehen sich Fäden zum „Goldenen Spiegel“ und zur „Geschichte des weisen Danischmend“. Peregrin und Appollonius von Tyana im „Agathodämon“ sind Schwärmer wie Agathon; die Widersprüche in ihrem Leben psychologisch verständlich und entschuldbar, den Zusammenhang der Schwärmerei mit der Heuchelei und Charlatanerie darzustellen, reizte Wieland ebenso wie das Problematische in Agathons Natur.

Was er aber in unserm Roman in Aussicht stellte, man werde die Gründe, warum Aristipp nicht hässlicher und Plato nicht vollkommener geschildert sei, dereinst „in einer ausführlichen Geschichte der sokratischen Schule“[18]) entwickelt finden, hat er im „Aristipp“ gehalten. Der „Mann mit dem warmen Herzen und dem kalten Kopfe,“ der im „Agathon“ als überlegener Zuschauer in Syrakus nur eine Nebenrolle spielt, und seine Freundin Lais, die mehrmals nur gelegentlich erwähnt wird, sind die Hauptfiguren des grossen kulturhistorischen Gemäldes.

II.

„Agathons“ Stellung in der Geschichte des Romans und Bedeutung für seine Zeit und die Theorie des Romans.

Der Roman hat nach Zeit und Ort, nach Begebenheiten und Verhältnissen, nach der Höhe der Bildungsstufe, nach der Grösse und Verschiedenheit der Bestrebungen und Ideale mannigfache Erscheinungsformen angenommen: die Geschichte des Romans ist ein Stück Kulturgeschichte.

Wie im Leben verschiedene Richtungen nebeneinander hergehen und die dominierende der Zeit die Signatur gibt, so finden wir auch bei einiger Ausbildung des Romans verschiedene Arten nebeneinander; sie kämpfen miteinander und lösen sich ab; hier glaubt man eine Gattung untergegangen, da taucht sie plötzlich, die nur mühsam ihr Dasein gefristet, unerwartet auf und gelangt zur Blüte, modifiziert und bestimmt durch die ihr entgegenkommenden veränderten Verhältnisse. Das Gesetz der Reaktion wirkt ununterbrochen fort.

Die Zeiten des Niederganges der hellenischen Kultur, der Selbstvernichtung des eigensten Wesens der Antike und der übermässigen Betonung des Individuums und individueller Entwickelung haben den griechischen Roman geschaffen. „Freie Erfindungen der unbeschränkten Willkür individueller Phantasie," tragen diese „spätgeborenen Kinder des hohen Alters der klassischen Poesie"[1]) die Züge einer von der Blüte längst zum Verfall fortgeschrittenen Entwickelung, die Kennzeichen der verweichlichten, ungesunden Kultur der hellenistischen Epoche: erotische Themen in sinnlich-lüsterner, sophistisch-dialektischer Behandlung stehen im Vordergrund, an Stelle des poetisch Bedeutsamen ist das Ungewöhnliche und Abenteuerliche getreten.

Das Zeitalter der Kreuzzüge brachte uns mit seinen grossen Aufgaben und Zielen die Kunstepen und höfischen Abenteurerromane, in denen sich das Sinnen und Minnen, das Leben und Streben der Ritter und Gottesstreiter abbildete und ihren Idealen Gestalt verlieh. Diese, zur Norm erhoben und zu blossen Schemen und Typen geworden, als die Verstandestätigkeit stark hineinspielte, führten den allegorischen Roman herauf. Die Nachzügler der Ritterepik, der elegant geschriebene „Amadis" und seine unzähligen Nachahmungen zogen, als Skepsis und ein freierer Geist sich zu regen begannen, den Don Quixote nach sich.

Die Rolle der Ritter im Mittelalter spielen in der neueren Zeit Adel und Aristokratie. Den Niederschlag ihrer Welt- und Lebensanschauung finden wir in den „heroisch-galanten" Romanen. Ihren Höhepunkt erreichten sie, unter der Maske historischer Namen vielfach Personen und Zustände ihrer Zeit behandelnd, in dem pseudoklassischen, zopfigen Zeitalter Ludwigs XIV.

Die Reaktion gegen diese Überkultur und Maniriertheit schuf den „Schäferroman", wohin sich Phanta-

siespiel und Liebespoesie aus der rauhen Wirklichkeit flüchteten.

Aus den Verhältnissen der Landsknechte und Söldnerscharen, der Landstreicher und Glücksritter in den unruhigen, sturmdurchwühlten Zeiten des dreissigjährigen Krieges heraus ist der „Schelmen- und Vagabunden"-, der „Abenteurerroman", spanischen Vorbildern folgend, entstanden: die Simpliciaden eröffneten den Weg für die von England herüberkommenden Robinsonaden; die Reaktion gegen jene, ihre Verspottung, ist Reuters Schelmuffsky und sein Gefolge.

Indessen arbeiteten, vom Leben und den unerquicklichen Verhältnissen zurückgezogen, die Gelehrten an den so berüchtigten „historischen" oder richtiger „polyhistorischen" Romanen über weitschweifige, leblose Haupt- und Staatsaktionen und unpragmatische Geschichtsklitterungen.

Der Bürger- und Mittelstand, dessen Erstarken sich schon in den deutschen Volksbüchern kundgegeben hatte und in einigen Kulturzentren zur kraftvollen, fruchtbaren Äusserung — Wickram, Fischart — gekommen war, drang mit Macht im achtzehnten Jahrhundert und mit ihm der „Familien-, Bürger- und Sittenroman" durch; je nach der Nationalität des Verfassers trug dieser Roman ein heroisch-tugendhaftes, humoristisch-satirisches oder sentimental-leidenschaftliches Gepräge.

Und ein Kind des „philosophischen Jahrhunderts", wo die Aufklärung des Verstandes als die vornehmste sittliche Aufgabe erschien und das Eindringen der Philosophie in die breiten Kreise der allgemeinen Bildung immer mehr vor sich ging, wo die Grundfragen von Natur, Religion, Moral, Staat und Sitte und alle Bildungsfragen eifrig hin und her erörtert wurden — ist der „Bildungsroman".

Wielands „Agathon“ trägt die charakteristischen Züge eines solchen Romans an sich. Nennt ihn auch Wieland selber gelegentlich einen „philosophischen Roman“[2]), sieht Scherer in ihm die Begründung des „historischen Romans“[3]), wenn man von den Romanen des siebzehnten Jahrhunderts absehe, ist er für Julian Schmidt auch der „erste Kulturroman“, den wir in Deutschland hätten[4]), so wird für ihn doch die Bezeichnung eines Bildungsromans die treffende sein, wie auch an anderer Stelle Scherer „von der Gattung eines solchen Erziehungs- und Bildungsromanes“ spricht[5]).

Allerdings enthält er die verschiedensten Elemente, so dass Cholevius und Scherer ihn „in mehr als einer Hinsicht zu den grössten Merkwürdigkeiten unserer Literatur“[6]), „in seiner Mischung von philosophischen und epischen, von historischen und erfundenen Elementen“ innerhalb der neueren Literatur zu den ganz originalen Erscheinungen[7]) zu zählen berechtigt sind; aber nach seiner ganzen Entstehung und Hauptabsicht sind die Bildungsinteressen durchaus im Vordergrunde, geben die kulturhistorischen Partien nur den Hintergrund ab, sind die philosophischen Teile nur unorganische nachträgliche Ergänzungen, die eher aus dem Rahmen des Ganzen fallen, so dass — sind wir nun einmal gewohnt die Gattung nach den hervorstechenden Momenten zu bestimmen — für ihn allein die Bezeichnung eines „Bildungsromans“ am Platze ist. So ist er der erste Bildungsroman und ein Markstein in der Entwickelung des Romans.

Die Frage, welchen Fortschritt „Agathon“ für die gesamte Romanliteratur bedeutet, fällt mit der nach dem Vorhandensein eines Bildungsromans vor ihm zusammen. Und es ist recht bezeichnend, dass sofort für unsere Betrachtung die fremden Länder ausscheiden:

nur deutscher Geist und deutsche Universalität vermochten derart hohe und inhaltreiche Fragen zu behandeln.

Der griechische erotische Abenteurer-, der spanische Schelmenroman, die ritterlichen Abenteurer-, Helden- und Liebesromane und die pseudoklassischen Zwitterprodukte der französischen Literatur, an rein stofflicher Spannung haftend, sind zu sehr Repräsentanten einer spezifisch ausgeprägten Epoche und eines konventionellen Gesellschaftszustandes, als dass sie einem Bildungsromane nahe stehen könnten. Der englische satirische und humoristische wie Familienroman kann auch nicht in Vergleich gestellt werden: die Weite des Horizontes, die Tiefe des Gehaltes, die Grundlage eines idealen Strebens fehlt ihnen.

In der deutschen Literatur lenken einige Meisterwerke unsere Aufmerksamkeit auf sich: Wolframs Parzival und Grimmelshausens Simplicissimus.

Parzival zeigt in seinen Motiven, in seinem ernsten, den höchsten Fragen zugewandten Gehalt, in der feinen psychologischen Entwickelung manche Ähnlichkeit mit „Agathon"; aber die Ehrfurcht vor diesem Kolossalwerk, dem nur der „Faust" ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann, verwehrt es mir, das dazu noch durch den Vers idealisierte Kunstepos zur Gattung de Romans, des Prosaromans, zu zählen.

Der Simplicissimus aber, der bei aller Naturwüchsigkeit und unbefangenen Wiedergabe des Erlebten und Gesehenen doch zu tief in den Mängeln und Fehlern seiner Zeit steckt, berechtigt nicht zu der Bezeichnung eines Bildungsromans.

Welch einen ungeheuren Fortschritt „Agathon" aber für seine Zeit bedeutet, sieht man, wenn man

sich den Stand und die Verhältnisse der damaligen Romanliteratur vergegenwärtigt.

Dass die langweiligen, unpsychologischen, geschmacklosen Romane des siebzehnten Jahrhunderts, eines Lohenstein, Ziegler, Zesen, Buchholz, bis nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gedruckt und gelesen wurden, bezeugt den Mangel an besserem Lesestoff. Jung-Stilling las um 1760 die „Asiatische Banise", Matthisson erwähnt die „Oktavia des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig" [8]), und der „Hercules" von Buchholz ist das Lieblingsbuch der „schönen Seele" im „Wilhelm Meister", d. h. des Fräulein von Klettenberg. Ihre rohen und geschmacklosen Nachahmungen von ganz untergeordneten Schriftstellern bleiben noch weit hinter ihnen zurück.

Die Zahl der Übersetzungen von Richardson, Fielding, Marivaux und Prévôt und ihren Nachahmern stieg ins Erschreckende [9]). Das aufstrebende und sich fühlende Bürgertum wurde Gegenstand der dichterischen Behandlung, und die besserungsbedürftigen Gemüter waren entzückt über diese bald sentimental-rührseligen, bald heroisch-tugendhaften Helden ohne Fehl, indes der übermütige Spottgeist die Reaktion hervorrief und jene Tugendungeheuer bald übermütig spöttelnd, bald satirisch-beissend negierte.

In den gleichzeitigen kritischen Blättern musste bittere Klage über diese Abhängigkeit vom Auslande geführt werden. Ärgerlich fragt Lessing gelegentlich der Anzeige eines erbärmlichen ins Deutsche übersetzten Romans, ob es erlaubt sei, bloss darum, weil Richardson und Fielding ein gutes Vorurteil für die englischen Romane erweckt hätten, uns nun allen Schund aus dieser Sprache aufzudringen [10]); bei einem ähnlichen Anlasse sagt er [11]): „wir sind die gutherzigen Deutschen; das ist gewiss. Das Gute der Ausländer gefällt uns,

und zur Dankbarkeit lassen wir uns auch das Elendeste, was sie haben, gefallen"; und im zweiten und dritten Literaturbrief protestiert er auf das energischste gegen die massenhaft eindringenden Übersetzungen: „und unsere Übersetzer arbeiten noch frisch von der Faust weg. Was haben sie nicht schon alles übersetzt, und was werden sie nicht noch übersetzen!". . . „einen solchen Dichter (Pope) in Prosa zu übersetzen, heisst ihn ärger entstellen, als man den Euklides entstellen würde, wenn man ihn in Verse übersetzte".

Wie aber mussten Übersetzungen wirken, denen die „Bibliothek der schönen Wissenschaften"[12]) mit Recht vorwarf, dass sie „die Sentiments, die ein Franzose edel, prächtig, nachdrücklich, naiv gesagt habe, im Deutschen pöbelhaft gemein, matt und unverständlich ausdrückten"; welchen ungünstigen Einfluss mussten die „vielerlei neuen Manieren"[13]) ausüben, für deren eine Blankenburg recht bezeichnend sagt[14]): „Unter den Händen der Yorickschen Nachahmer hat die gute Laune zu so abenteuerlichen Verdrehungen in Gedanken und im Stil Anlass gegeben, dass sich nichts possierlicher lesen lässt, als ein Teil unserer Reiseschreiber. Und das, was die Yorickschen Reisen charakterisiert, Kenntnis des menschlichen Herzens, findet sich nun in ihnen so wenig, dass sie uns durch nichts der seltsamen Sprünge wegen schadlos halten, die sie mit unserer Einbildungskraft vorgenommen haben."

In den Romanverzeichnissen der ersten Jahrgänge der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" finden wir fast nichts als Übersetzungen, und die wenigen auf heimischem Grunde erwachsenen Werke sind, wenn sie auch in Gehalt und Behandlung auf eine neue Zeit hinweisen, durch ihre Tendenzen und die Darstellungsform doch zu sehr vom Auslande abhängig, als dass sie auf die

Bezeichnung von eigentlichen Originalromanen Anspruch machen könnten.

Gellerts „Schwedische Gräfin von G**“ vom Jahre 1746, ihrerzeit viel bewundert und stark überschätzt, stammt aus Richardsons Schule. Welche Armseligkeit in der Erfindung und oberflächliche, skizzenhafte Ausführung der Charakterdarstellung, welch buntes Gewirr von unwahrscheinlichen Situationen und Abenteuern — das alles in einem weitschweifigen, breiten Stile dargestellt, lediglich auf moralische Rührung und Lehrhaftigkeit berechnet — bietet sich uns hier, welch ein unsittlicher Inhalt bei aufgepfropfter Moralität; wie lugt überall der ehrsame Leipziger Professor mit seinen engherzigen, schmalbrüstigen Anschauungen hindurch! Unter den vielen Nachahmungen dieses damals Richtung gebenden Werkes kam ihm die Geschichte des Grafen von P* (1755) von Johann Gebhard Pfeil noch am nächsten. Musäus',,Grandison der Zweite“ (1760), der in Fieldings Spuren die Vollkommenheitshelden Richardsons parodiert, zeigt auch wenig Ursprüngliches und Erfreuliches.

Welche Selbständigkeit allen diesen gegenüber im „Agathon“, welch feines Verständnis für die Menschennatur und die Interessen, die die Zeit bewegten, welch ein Fortschritt nach Form und Inhalt: eine pragmatische Geschichte des Helden in psychologisch wahrer Durchführung der Charaktere und in künstlerischer Darstellung! — —

„Agathon“ ist aber auch für die Theorie des Romans und ihre Geschichte von grosser Bedeutung. Wie Theorie und Produktion in vielfacher Wechselwirkung stehen, so ist an der Vernachlässigung und Unfruchtbarkeit des Romans mit die Vernachlässigung und das Fehlen einer Theorie des Romans schuld.

Regeln und Gesetze gab es nicht und so auch keinen Massstab für die Kritik. Die Werke, die beim Publikum Erfolg hatten, wurden bis zur Manier nachgeahmt, bis eine andere Strömung Oberwasser bekam, die ihrerseits wieder einen Schwarm von Nachtretern mit sich zog.

Gottscheds gelegentliche, ganz allgemein gehaltene Bemerkung,[15]) wie ein Roman beschaffen sein müsse, um zugleich belehren und belustigen zu können, trägt die Kennzeichen seiner sonstigen Kunstanschauung an sich; er verlangt Klarheit — „ein wohlgeschriebener Roman d. i. ein solcher, der nichts Widersprechendes enthalte, sei vor eine Historie aus einer anderen Welt anzusehen";[16]) ferner Regelmässigkeit und Erbaulichkeit — „ihre Verfasser verstünden oft die Regeln der Poesie so wenig als die wahre Sittenlehre; daher sei es kein Wunder, wenn sie einen verliebten Labyrinth in den andern bauten und eitel Thorheiten durcheinander flechteten, ihre wollüstigen Leser noch üppiger zu machen und die Unschuldigen zu verführen; wenn sie erbaulich werden sollten, müssten sie nach Art eines Heldengedichts abgefasst werden."[17])

In Breitingers Hauptwerk hat der Roman keine Berücksichtigung gefunden. Elias Schlegel widmet ihm in seinen der Übersetzung des Batteux beigegebenen Abhandlungen einige treffende Bemerkungen, die aber doch nur als tastende Versuche gelten dürfen. Sulzer in seiner „Allgemeinen Theorie der schönen Künste" erwähnt ihn nirgends.

Allen diesen Kunstlehrern fehlte es eben an einem Musterroman, der ihnen das Material zum Studium und zur Erörterung der Kunstregeln und der Kunstform hätte bieten können. Nun war ihnen dieser mit dem „Agathon" gegeben. Blankenburg erkannte mit scharfem historischem Blick und gutem Verständnis seine grosse

Bedeutung: sieben Jahre nach seinem Erscheinen schickte er seinen „Versuch über den Roman“ in die Welt.

Er ist sich der Neuheit dieser Art von Untersuchungen wohl bewusst: „Es mag vielen ein sehr dreuster und misslicher Einfall zu sein scheinen, dass ich eine Art von Theorie für die Romane schreiben will. Wenn sich nicht mancherley Schwierigkeiten dabey fänden, so dürften vielleicht nicht so viel Jahrhunderte vergangen und so viele Romane geschrieben worden seyn, ohne dass nicht irgend ein Grübler auf den Einfall gerathen wäre, über diese Gattung von Schriften nachzudenken, die vorhandenen Werke mit ihrem Zweck und Absicht zu vergleichen und, nach Anlage der menschlichen Natur, die Mittel anzuzeigen, wodurch man diesen Zweck am sichersten erreichen könne.“[18])

„Agathon“ nennt er den musterhaftesten aller ihm bekannten Romane, „der selbst über den gepriesenen ausländischen Mustern stehe“; ihn betrachtet er als den Ausgangspunkt einer neuen Entwickelungsperiode in der Geschichte des deutschen Romans, ihn hat er stets bei der Erörterung der Eigenschaften im Auge, die das Wesen eines guten Romans nach ihm ausmachen. Er sagt ausdrücklich: „Ich gesteh' es sehr aufrichtig, dass ich glaube, ein Roman könne zu einem sehr angenehmen und sehr lehrreichen Zeitvertreibe gemacht werden; und nicht etwa für müssiges Frauenzimmer, sondern auch für den denkenden Kopf. Solcher Romane aber haben wir vielleicht nicht mehr als zwey oder drey; — vielleicht gar nur einen. Diese vorhandenen Werke hab' ich mit allen dem Fleisse studiert, der nöthig ist, um es ausfindig zu machen, wodurch sie das geworden sind, was sie sind. Noch ehe ich daran dachte, diesen Versuch zu schreiben, las' ich die Wielandschen und Fielding-

schen Romane, den Agathon und den Tom Jones, zu meinem Unterricht und zu meinem Vergnügen, sah bey jedem Schritt, der darinn geschieht, zurück auf die menschliche Natur, und fand bey ihnen das, was Pope von Homer sagt: Nature and they were — the same. Und von den andern, in dieser Gattung erschienenen Werken, hab ich gewiss die wichtigsten, — und überhaupt soviele gelesen, als nöthig gewesen, um die Vortrefflichkeit jener einzusehen. Es ist nicht etwan mein Vorsatz, indem ich diese beyde mit einander nenne, sie einander gleichzustellen, und für einerley zu erklären; unstreitig hat Wieland einen Schritt zur Vollkommenheit voraus; aber Fielding verdient nächst ihm gestellt zu werden."[19])

Im „Agathon" finde man, was bei Richardson und Hermes fehle, eine naturgetreue und lebendige Charakterdarstellung, eine wahre psychologische Analyse und eine genaue Motivierung der dem Helden beigelegten Eigenschaften und Handlungen. „Wenn wir den Agathon untersuchen, so findet es sich sogleich, dass der Punkt, unter welchem alle Begebenheiten desselben vereinigt sind, kein anderer ist, als das ganze jetzige moralische Seyn des Agathon, seine jetzige Denkungsart und Sitten, die durch all diese Begebenheiten gebildet, gleichsam das Resultat, die Wirkung aller derselben sind, so dass diese Schrift ein vollkommen dichterisches Ganzes, eine Kette von Ursach und Wirkung ausmacht:"[20]) so ist ein Vorzug des Romans, zu zeigen, wodurch und wie ein Charakter das geworden sei, was er ist; das „Werdende des Helden",[21]) die Charakterentwickelung ist die Hauptaufgabe des Dichters!

Im „Agathon" stehen Bildungsfragen und hohe Probleme im Vordergrunde. — „Ich wiederhol' es, dass ich damit nichts gewollt als erinnern, dass wir mit Teilnehmung, auch für andere Dinge, als Liebhaber und

Liebhaberinnen geschaffen sind, und dass es Unrecht ist, immer aus Liebe und Liebe allein den Grund eines Romans aufzuführen.[22])

Blankenburg verlangt inneren Gehalt und eine höhere Grundlage.

An „Agathon" sei anzuknüpfen, wenn man einer gedeihlichen Entwickelung entgegensehen wolle. Aber an einem Fehler leide er noch: zur vollständigen Motivierung gehöre eine genaue Charakteristik der ganzen Umgebung, die man nirgends besser und bequemer als bei sich zu Hause kennen lernen und studieren könne. Denn wenn auch Lessing in seiner „Emilia Galotti" das Land seiner Personen vortrefflich zu nützen gewusst habe, wodurch dieses Stück so innerlich und äusserlich national geworden sei, so seien unsere Romane um nichts besser, weil die Szene in fremden Landen liege; „und es ist ein kahler Vorwand, dass der Romandichter zu fremden seine Zuflucht nehmen muss, weil unsre Sitten nichts Brauchbares haben, denn wir sehen von fremden Sitten gewöhnlich eben auch nichts in ihnen". . . „Im Grunde ist es Unwissenheit, Unbekanntschaft mit einheimischen Sitten, die unsere Romandichter aus dem Lande treibt."[23]) Blankenburg verlangt also einen Gegenwartsroman im Stile „Agathons": in Goethes „Wilhelm Meister" sehen wir seine Forderungen erfüllt.

Blankenburgs „Versuch über den Roman" hat mit zu dem grossen Aufschwung der Romanliteratur der siebziger und folgenden Jahre beigetragen. In der Theorie fand er in Merck und Engel Nachfolger, die sich eingehend und vielfach mit Glück diesen Betrachtungen widmeten. Das Bedeutendste, was in theoretischer Beziehung in der Folgezeit über den Roman gesagt worden,[24]) ist wohl die bekannte Stelle in „Wilhelm Meister", in der die Unterschiede dieser Gattung und der dramatischen klar und bestimmt erörtert werden.

III.

Aufnahme und Entstehungsgeschichte: die drei Ausgaben von 1766/67, 1773 und 1794.

Eine Behandlung von Fragen der wichtigsten Art, in anziehender Einkleidung dargestellt, musste, wie Wieland selbst sagt,[1]) zur damaligen Zeit für eine ungewöhnliche Erscheinung in der literarischen Welt gelten. Aber die Zeit war für den „Agathon“ noch nicht reif; er war ihr vorangeeilt und hatte nur bei den Besten liebevolles Verständnis gefunden. Von der übrigen Kritik wurde er lange nicht nach Gebühr gewürdigt.

Was der Rezensent in Klotzens Deutscher Bibliothek der schönen Wissenschaften rügte,[2]) dass „Agathon“ kein Nationalroman sei, redeten die meisten nach „und dachten dabei an nichts anderes als dass die Scene nicht in Teutschland liege und — wie ein schwäbischer Prediger beseufzte — der Agathon nicht einmal ein Lutheraner sei.“[3]) Wieland schreibt darüber an Gessner:[4]) „Der arme Agathon wird so abscheulich gelobt, und so dumm getadelt, dass man nicht weiss, ob man lachen oder weinen oder nach dem spanischen Rohre greifen soll. — Das Lustigste ist, dass keiner, auch nicht ein einziger, die Absicht und den Zusammenhang des Ganzen ausfindig gemacht hat.“ In einem Briefe an Riedel vom 4. Februar 1768[5]) äussert sich Wieland dahin, dass die deutschen Kunstrichter und Leser zusammengenommen durch ihre mehr als phlegmatische Gleichgültigkeit über ein Werk von dieser Art seine Erwartung übertroffen hätten: „Seltsame Nation, wer würde für dich arbeiten wollen, wenn der Reiz nicht mächtiger wäre als deine Indolenz!“

Die Rezension in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“[6]) ist vorwiegend wohlwollend anerkennend:

„Herr Wieland . . . eines unserer schönsten Genies . . . scheinet nun alle seine Talente gesammelt zu haben, um ein Buch zu machen, in welchem alle vereinigt die lesende Welt vergnügen, wir setzen hinzu, auch unterrichten oder gar zur Verbesserung aufmuntern sollten;“[7]) in dem „verführerischen Lehrgebäude des Hippias“ sieht er ein „Meisterstück seiner Art;“[8]) was aber dem Rezensenten nach verschiedenen Ausstellungen — von denen einige berechtigt sind, die Mehrzahl aber seiner engherzigen Anschauung und dem Mangel an ästhetischer Einsicht entspringen — am anstössigsten vorkommt, „sind eine Menge unbestimmter Stellen, welche den Leser in einer grossen Ungewissheit lassen, ob der Verf. an die Tugend glaubt oder nicht.“ (!)[9])

Voll des hohen Lobes ist J. N. Meinhard in dem Vorberichte zu seiner Übersetzung des „Theagenes und Chariclea“:[10]) „Wir können diesen Vorbericht nicht endigen, ohne noch des reizenden „Agathon“ zu erwähnen, dessen sich ohnedem alle Leser von Geschmack bey unsrem Roman, und nicht zu seinem Vortheile, wie wir nur mit zu gutem Grunde fürchten, erinnert haben würden. Der grösste Theil unsrer Übersetzung war schon abgedruckt, und dieser Vorbericht geschrieben, ehe wir dieses vortreffliche Werk einer reichen, glänzenden, nach dem schönsten griechischen Ideal gebildeten Phantasie kennen lernten, der soviel Vernunft und Philosophie Nerven und Nachdruck geben . . . Selbst in der Stärke eines Griechen, der Phantasie und der Empfindung ist er [der „Theagenes“] ihm nicht gleich; an Philosophie darf nicht gedacht werden.“

Immerhin fand „Agathon“ nicht eine derartige Aufnahme, wie Lessing es gewünscht hätte. Das Ringen und Streben des Agathon der ersten Ausgabe nach dem rechten Wege — nicht das ausgebaute System des Agathon der letzten — und die Überzeugung, dass

Tugend als Theorie nichts nütze, sondern dass die Sittlichkeit gelebt werden müsse, war Lessing aus der Seele gesprochen. Nach der aus „Agathon“ [11]) eingerückten Stelle über Shakespeare sagt er am Schlusse des 69. Stückes der Hamburgischen Dramaturgie, dieses Werk gehöre unstreitig unter die vortrefflichsten unseres Jahrhunderts, aber scheine für das deutsche Publikum noch viel zu früh geschrieben zu sein. „In Frankreich und England würde es das äusserste Aufsehen gemacht haben; der Name seines Verfassers würde auf aller Zungen sein. Aber bey uns? Wir haben es, und damit gut. Unsere Grossen lernen vors erste an den *** kauen, und freylich ist der Saft aus einem französischen Roman lieblicher und verdaulicher. Wenn ihr Gebiss schärfer und ihr Magen stärker geworden, wenn sie indess deutsch gelernt haben, so kommen sie auch wohl einmal über den Agathon. Dieses ist das Werk, von welchem ich rede, von welchem ich es lieber nicht an dem schicklichsten Orte, lieber hier als gar nicht sagen will, wie sehr ich es bewundere: da ich mit der äussersten Befremdung wahrnehme, welches tiefe Stillschweigen unsere Kunstrichter darüber beobachten, oder in welchem kalten und gleichgültigen Tone sie davon sprechen. Es ist der erste und einzige Roman für den denkenden Kopf von klassischem Geschmacke. Roman? Wir wollen ihm diesen Titel nur geben, vielleicht dass es einige Leser mehr dadurch bekömmt. Die wenigen, die es darüber verlieren möchte, an denen ist ohnedem nichts gelegen.“

Durch Lessings nachdrückliche Empfehlung mag die Aufmerksamkeit vieler auf „Agathon“ gelenkt worden sein, sodass Wieland im Vorbericht zur letzten Ausgabe vom Jahre 1794 von einer „sehr günstigen Aufnahme“ [12]) sprechen konnte.

Haller empfahl ihn gelegentlich als den witzigsten

Roman, den die Deutschen aufweisen könnten, und noch Johann Georg Rist rühmte in seinen Lebenserinnerungen, er habe ihm im Jahre 1797 als Jenenser Studenten „eine neue Welt voll heiterer, idealischer Bilder“ eröffnet.

Der „Agathon“ ist Wielands Lieblings-, aber auch sein Schmerzenskind gewesen. Ein halbes Menschenleben hat er an ihm gearbeitet. An Stil und Sprache hatte er fortwährend zu „prüfen, zu verändern, zu bessern, unverdrossen zu bilden und umzubilden“, um „ein Vollendetes dem Gemeinwesen darzubringen“ wie Goethe in seiner Gedächtnisrede sagt; die Bewältigung des Stoffes aber und eine ihn zufriedenstellende Lösung der Aufgabe fielen ihm schwerer, als er es gedacht hatte. Wieland gehörte zu den Naturen, die nicht lange an einer viel Kraft und Anstrengung in Anspruch nehmenden Arbeit verweilen können; er war in hohem Masse von der Umgebung und den Verhältnissen abhängig, die ihn bei seiner Vielseitigkeit und geistigen Regsamkeit selten zu innerer Ruhe und Sammlung kommen liessen. Durch die Kritiken und Ratschläge seiner Freunde liess er sich auch vielfach zu Änderungen bestimmen, die der ursprünglichen Anlage nicht immer entsprachen, und ein Schwanken in der Grundidee, namentlich aber das Bestreben, in der letzten Ausgabe in der Philosophie des Archytas eine dauernd wertvolle Welt- und Lebensanschauung, seine eigene, zu bieten, zu der er sich in innerem Widerspruch erst heraufschrauben musste, verursachten ihm grosse Mühe.

So haben wir drei nicht unwesentlich von einander verschiedene Ausgaben: die erste von 1766/67 in zwei, die zweite von 1773 in vier und die dritte von 1794 in drei Teilen. Die erste gibt uns den äusseren, die zweite den inneren und die dritte den philosophischen

Abschluss. „Die Geschichte des Agathon, welche der Verfasser schon lange zuvor, ehe er sich der Ausarbeitung unterzog, in seinem Kopf entworfen hatte, wurde in den Jahren 1764, 65, 66 und 67[13]) nach und nach, unter sehr ungleichen Einflüssen von aussen und in sehr verschiedenen Gemütsverfassungen zu Papier gebracht; während der Verfasser in der Reichsstadt Biberach, seiner Vaterstadt, ein öffentliches Amt verwaltete, dessen mannigfaltige, mit seinen Lieblingsstudien kaum verträgliche Beschäftigungen einer solchen Unternehmung wenig günstig waren und die Ausführung hätten unmöglich machen können, wenn seine Seele nicht so voll von ihr gewesen wäre und wenn er nicht alle seine Nebenstunden und einen Teil der Nächte auf sie verwendet hätte.“[14]) So Wieland selber in seinem Vorbericht zur letzten Ausgabe.

Am 5. Januar 1762 schrieb er an Zimmermann,[15]) dass er trotz hoher Verstimmung über die unseligen Geschäfte, die in die Länge seinen Kopf, sein Herz, seine Gesundheit und sein Leben zugrunde richten würden, vor etlichen Monaten einen Roman angefangen habe, den er die Geschichte des Agathon nenne. Er muss ihn also unter dem vollen Druck seiner Amtsgeschäfte noch vor Ablauf des Jahres 1761 begonnen haben.

Am 29. August 1762 konnte er schon die ersten vier Bücher, mehr als die Hälfte des ersten Bandes, an Gessner und seine Freunde in der Schweiz zur Einsicht schicken. Der Abschluss dieses ersten Teiles zog sich aber noch bis ins Jahr 1763 hin; als das Manuskript fertig war, erhoben sich neue, nicht vorhergesehene Schwierigkeiten: die Zensurbehörde in Zürich, an der Spitze ein Mann, „der öffentlich wider die Philosophie und Moral, wider die Poesie, wider die Romane, wider den Carl Grandison gepredigt, der das alles für eine

unnütze Wort- und Narrendeutung hält“[16]), verweigerte die Druckerlaubnis. Die Buchhandlung von Orell, Gessner und Füssli in Zürich wollte auf den Ver lag nicht verzichten, wartete eine Zeitlang, fing dann aber trotz der Zensur mit dem Druck des ersten Teiles an; auf dem Titelblatte wurden vorsichtigerweise anstatt Zürich Frankfurt und Leipzig als Verlagsorte angegeben. So erschien der erste Teil der ersten Ausgabe 1766.

Inzwischen war der andere Teil nicht viel vorgeschritten. Wieland war ermattet und bedurfte der Ruhe und leichter anregender Arbeit: „Don Sylvio“ und die „komischen Erzählungen“ entstanden in dieser Zeit. Die vielen Verdriesslichkeiten in den Amtsgeschäften, die unangenehmen Reibereien in Biberach — erst 1764 wurde er von der katholischen Partei bestätigt — verleideten ihm die Vollendung des Romans. 1765 beging er „die Sottise, dass er sich ein Weibchen, ein artiges, liebenswürdiges Geschöpf“, nahm. Und als er bei der weiteren Ausarbeitung auf ungeahnte stoffliche Schwierigkeiten stiess, trug er sich sogar mit dem Gedanken, die Arbeit ganz aufzugeben. Auf Antreiben seines Verlegers und Freundes machte er sich aber dann mit aller Macht an die Beendigung. In der ihm gestellten kurzen Zeit konnte er aber, wie er nachher selbst gestand[17]), „nicht dazu gelangen, weder seinen ganzen Plan noch die zweyte Hälfte des Werkes . . . so gut auszuführen, dass . . . man nicht Ungleichheit des Tons, ästhetische Lücken und eine ziemlich auffallende Bestrebung, die Lücken im psychologischen Gange der Geschichte mit Räsonnements auszustopfen oder zu überkleistern, hätte wahrnehmen müssen“. Dieser Teil erschien 1767. Er war weit hinter Wielands eigenen Wünschen zurückgeblieben, sowohl der Form als auch dem Inhalte nach. Die innere Geschichte Aga-

thons ist nicht zu Ende geführt; über sein. Verhältnis zu Danae lässt uns der Schluss im unklaren.[18]) Es heisst dort: „Die Bedenklichkeiten sind leicht zu erraten, welche der Glückseligkeit dieser Liebenden . . . im Wege stuhnd. Aber waren sie wichtig genug, um ihrentwillen unglücklich zu seyn? — Hatte er nicht das Beyspiel des grossen Perikles vor sich? Verdiente Danae nicht in allen Betrachtungen das Schicksal der Aspasia? — Es wäre uns leicht, unsern Lesern hierüber aus dem Wunder zu helfen; aber wir überlassen es ihnen zu errathen, was er that — oder auszumachen, was er hätte thun sollen".

Der Stil ist vielfach nachlässig und unbeholfen. Hier finden wir die langschleppenden Satzkonstruktionen ohne Gliederung, die ausgedehnten Perioden, die Wieland das Xenion zuzogen:

„Möge dein Lebensfaden sich spinnen wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft!"

In dem Schlusswort der „Abdankung" entdeckt der Autor seinen Freunden im Vertrauen, dass ihn das griechische Manuskript, das ihm zur Verfügung stehe, in den Stand setze, noch einige Nachträge oder Zugaben zu der Geschichte des Agathon zu liefern, welche ihrer Neugier nicht unwürdig sein möchten. „Es ist zum Exempel nicht unmöglich, dass sie begierig seyn könnten, das System des weisen Archytas genauer zu kennen . . . Vielleicht möchte es ihnen auch nicht unangenehm seyn, die Geschichte der schönen Danae . . . in einer ausführlichen Erzählung zu lesen?"[19]) Ähnlich äussert Wieland sich in einem Brief an Gessner:[20]) „In nächstkünftigem Jahre soll Agathon einen dritten Theil bekommen. Dieser Theil wird den besonderen Titel: Archytas haben, und spekulativische Unterredungen zwischen diesem weisen Alten und unserm Agathon enthalten. Die Religion wird ein hauptsächliches Objekt

davon sein, und ihre Freunde werden, wie ich hoffe, damit zufrieden sein".

Die nächste Ausgabe von 1773 brachte jedoch nur die teilweise Erfüllung dieses Versprechens. Wieland war inzwischen Professor in Erfurt, dann Prinzenerzieher in Weimar geworden und beschäftigte sich nun vornehmlich mit der neuen Ausgabe des „Agathon". Der zweifelhafte Standpunkt der ersten Ausgabe, „ob der Verfasser an die Tugend glaube", war vielfach getadelt worden; die gewandte Darstellung der glänzend gemalten Sophistik und ihre nicht genügende Widerlegung durch Agathon hatte bei gläubigen Gemütern Anstoss erregt; nach dem Erscheinen der komischen Erzählungen zweifelte man vollends an des „Schriftstellers Tugend"; Fritz Heinrich Jakobi, dem die Handschrift zur Durchsicht und Beurteilung nach Düsseldorf geschickt wurde, hatte auch manche Ausstellungen zu machen. So nahm Wieland manche Veränderungen vor, wenn er auch Jakobis weitgehende Forderungen nicht erfüllen konnte; Agathon hätte kräftiger und bestimmter „aus Rücksicht auf die Schwachen" dem Hippias antworten müssen, damit auch für die, die nicht recht lesen, nichts Anstössiges vorhanden sei.[21]) Jakobi besorgte den Druck und die Pränumerationsanzeige. Während unter den patriotischen Engländern ein Mann von Talent die Früchte seiner Werke geniesse, müsse in Deutschland derjenige, welcher das Publikum ergötze, unterrichte und der Nation Ehre mache, beinahe den ganzen Nutzen seines unermüdlichen Fleisses den Buchhändlern überlassen. Deshalb habe man diesen Weg eingeschlagen, um dem besten Teil der Nation Gelegenheit zu geben, sich als Beförderer der Künste und als Verehrer eines grossen Mannes öffentlich zu zeigen.

Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. „Eine so

grosse Anzahl der verehrungswürdigsten und edelsten Namen unserer Nation, die man in dem folgenden Verzeichniss erblicken wird", sagt Wieland in dem Schlusswort „An die Leser des Agathon",[22]) „kann nichts anders als von der glücklichsten Vorbedeutung für die deutschen Musen sein."

„Ausser einer Menge kleiner Veränderungen, die sich hauptsächlich auf Sprache, Ton uud Styl bezogen, einer andern Eintheilung der Bücher und Kapitel"[23]) brachte diese Ausgabe den Abschnitt „Über das Historische im Agathon" hinter dem „Vorbericht zur ersten Ausgabe", eine grosse Zahl von Randnoten und die „geheime Geschichte der Danae." Der Bericht über das Historische und die Randnoten — aus Wielands Bestreben entstanden, den Roman nach Möglichkeit historisch zu begründen — sind, so wünschte es Jakobi, bestimmt, lehrhaft zu wirken. Im Texte selbst auf die Schwachen Rücksicht zu nehmen, hielt er für bedenklich; hier aber wünschte er, dass Wieland für Leute, „welche anhaltende Anstrengungen von einer gewissen Art nicht aushalten könnten, einige Carren möchte nachführen lassen, um sie darauf nachzuschleppen oder auch wieder nach Hause zu schicken, wenn sie krank würden."[24]) Recht bezeichnend dafür ist die Anmerkung zum sechsten Kapitel des zweiten Buches,[25]) wo der Verfasser gelegentlich der Zweifel am Dasein Gottes, die Hippias vorbringt, „zur Warnung derjenigen, welche über viele Gegenstände wie Hippias denken, ohne die Folgen seiner Grundsätze zu übersehen", zeigt, „dass sie gerades Wegs zum Atheismus führen . . . Diese Art von Skepticismus ist wahre Atheisterey, und raubt dem Menschen . . . das kräftigste Mittel, alle die Hindernisse, welche sich der Tugend entgegen setzen, zu überwinden".

Uns eröffnen diese Anmerkungen und der Bericht

über das Historische die Quellen und lassen uns einen tiefen Blick in Wielands Werk- und Arbeitsstätte tun; von andrer Seite haben sie ihm — vielfach unberechtigt, auch der genialste Dichter ist von Vorarbeiten und Materialien abhängig; auf die Auswahl, die organische Verbindung und die einheitliche Verarbeitung kommt es allein an — mit den Vorwurf des Plagiats zugezogen.

In der „Geschichte der schönen Danae" mit dem strengen büsserischen Ausgange hat Wieland den Sittenwächtern, die gegen die Verherrlichung der Hetären sicher manches einzuwenden hatten, ein Zugeständnis machen und die sittliche Absicht unzweideutiger hervorheben wollen. Die Schlusswendung ist allerdings stark moralisch, der eigentliche Inhalt aber erweitert nur den Plan des Romans und gibt, meines Erachtens sehr zu seinem Vorteil, in den Geständnissen dieser unsere Sympathie besitzenden „schönen Seele" ein Seitenstück zu der Geschichte des Agathon: das Ganze bekommt dadurch einen menschlichen, künstlerisch viel edleren Gehalt; von rein ästhetischem Standpunkte ist diese, die zweite Ausgabe, die vollendetste.

Nach Stil, Diktion und Sprache hebt sich die zweite äusserst vorteilhaft von der ersten ab. Die langen mäandrischen Perioden sind teilweise verschwunden, die Sprache ist edler, klarer und schmelzreicher geworden.

Repräsentiert die Ausgabe von 1767 den strebenden, noch mit der Form ringenden Wieland, so die von 1773 bereits den reifen, wie er geblieben ist. Auseinandersetzungen sind beseitigt, Reflexionen gekürzt, literarische Anspielungen ausgemerzt. Der Spötter tritt zurück gegenüber dem Moralisten. Auf die Beseitigung der Fremdwörter und vulgären Wendungen und die Ver-

meidung von Wiederholungen desselben Wortes, namentlich auf eigentlich stilistische Verbesserungen ist grosse Sorgfalt gelegt.[26]) Wilhelm fasst in seiner Vergleichung der zwei ersten Ausgaben von Wielands „Agathon“[27]) seine Beobachtungen dahin zusammen, dass die Veränderungen im ganzen das Bestreben nach Reinigung der Sprache, Vereinfachung des Satzgefüges, Zurückdrängen des subjektiven Einmischens des Verfassers zeigen. Die stilistische Beobachtung ist umfassend, sie verändert das ganze Gepräge des Werkes: Wieland tritt aus der ungelenken Prosa seiner Schweizer und Biberacher Zeit zu der flüssigen seiner Erfurter Periode über.

Was noch die äussere Anordnung betrifft, so sind gegenüber der ersten Ausgabe die allzulangen Abschnitte in kleinere, übersichtlichere geteilt; es ist auch vielfach darauf geachtet, dass ein Gedankenabschnitt auch durch einen Absatz gekennzeichnet wird. Die Überschriften sind korrekter.

Die von Jakobi in Aussicht gestellten Unterredungen zwischen Archytas und Agathon finden wir in dieser zweiten Ausgabe noch nicht; eine „abermalige grosse Veränderung der Lage und Umstände des Verfassers“, wie Wieland selbst sagt,[28]) hatte ihn daran verhindert; aus Ursachen, die man damals nicht habe voraussehen können, hätten die Dialoge unmöglich zustande gebracht werden können.[29]) Die endgültige und allein empfehlenswerte Weltanschauung war noch nicht ausgestaltet und sehr unbestimmt gehalten: die Beobachtungen, die Agathon während seiner Reise gemacht hatte, überzeugten ihn, „dass die Wahrheit zwischen dem System des Hippias und des Platon, aber näher bey diesem als bey jenem liege.“[30])

Wieland sah ein, wie wenig dies genügen konnte. So stellte er in der Nachschrift „An die Leser des

Agathon" die Erfüllung seines Versprechens wieder in Aussicht: die Dialoge zwischen Archytas und Agathon werden, „sobald der Verfasser Musse gewinnen wird, sie zu vollenden, nebst einer Zergliederung des Systems des Hippias, nach und nach in den deutschen Merkur eingerückt werden". Aber noch volle zwanzig Jahre, bis 1794, liessen sie auf sich warten.

In dieser letzten Ausgabe bilden sie und ein Besuch des Hippias bei Agathon im Kerker zu Syrakus die wichtigsten Zusätze. Wieland sagt selbst darüber in dem „Vorbericht zu dieser neuen Ausgabe", seine hauptsächlichste Bemühung sei darauf gerichtet gewesen, „die Lücken, die den reinen Zusammenhang der Seelengeschichte Agathons bisher noch unterbrochen hätten, zu ergänzen, einige fremdartige Auswüchse dafür wegzuschneiden, dem moralischen Plane des Werkes durch den neu hinzugekommenen Dialog zwischen Agathon und Archytas . . .die Krone aufzusetzen und vermittelst alles dieses das Ganze in die möglichste Übereinstimmung mit der ersten Idee desselben zu bringen, um es der Welt mit dem innigsten Bewusstseyn hinterlassen zu können, dass er wenigstens sein möglichstes gethan habe, es der Aufschrift „quid Virtus et quid Sapientia possit" würdig zu machen."

Die moralische Endabsicht tritt hier klar hervor, obwohl das Motto — ironisch kann Wieland es nimmer gemeint haben — einen dem Inhalt geradezu entgegengesetzten Gedanken ausspricht: der seltsame Widerspruch in Wielands Natur, auf sinnlichem Boden moralische Schösslinge treiben zu wollen, kommt auch hier zum Ausdruck. Der Zusatz des Besuches im Kerker ist allerdings von Wichtigkeit. Dadurch, dass Agathon, wie schon Loebell feinsinnig bemerkt,[31]) die ihm von Hippias angebotene Befreiung ablehnt, weil er sich sonst fernerhin den Grundsätzen des Sophisten hätte

anbequemen müssen, gibt er einen vollgültigen Beweis endlich erlangter Charakterfestigkeit. Durch die Darstellung aber von der Lebensphilosophie des Archytas hat der Roman als ein in sich zusammenhängendes Ganzes nicht gewonnen, sondern verloren: diese Anschauung ergibt sich nicht organisch aus den Schicksalen des Helden und bleibt auch auf sein weiteres Leben ohne Einfluss. Überhaupt gehört eine derartige längere systematische, philosophische Darstellung nicht in den Roman. Was Wieland in dem Nachwort zur zweiten Ausgabe als Entschuldigungsgrund für die Nichterfüllung seines Versprechens anführt, „Agathon" verliere nichts durch die „Absonderung dieser für sich selbst bestehenden Dialoge", müssen wir als schwerwiegenden Beweis für ihre Ungehörigkeit zum Roman geltend machen. Und scheint dies nicht auch der Autor zu fühlen, wenn er gelegentlich durchblicken lässt, wen die betreffenden Kapitel nicht interessierten, der möge sie ruhig überschlagen? —

Sonst hat der Verfasser in dieser Ausgabe, wie er selbst im Vorbericht sagt, „weder Zeit noch Fleiss gespart, alle Flecken, die er, in Rücksicht auf die Reinigkeit der Sprache, die Harmonie des Styls, die Richtigkeit der Gedanken, die Schicklichkeit des Ausdrucks und alle anderen Erfordernisse dieser Art, noch entdecken konnte, sorgfältig abzuwischen". So ist auch die äusserste Glätte, Klarheit und Leichtigkeit der Darstellung und jene Sprache erreicht worden, von der Goethe sagen konnte, das ganze obere Deutschland verdanke ihr seinen Stil.[32]) Einiges zur Charakteristik desselben bringt Bobertag;[33]) Thalmayrs gründliche Untersuchung,[34]) an „Agathon", „Musarion" und „Oberon" ausgeführt, gibt erschöpfende Beiträge zur Formenlehre, Wortbildung, Wortbedeutung und Syntax; eine Vergleichung der zweiten und dritten Ausgabe steht noch aus.

Meiner Untersuchung kann ich nur die dritte, vom Autor als allein gültig anerkannte Ausgabe zu Grunde legen. Ich bin in der günstigen Lage, die Ausgabe Wielands von letzter Hand, im Verlage bei Göschen erschienen, zur Verfügung zu haben.

IV.

Über das Historische, die Quellen und Vorbilder.

„Ich habe nie etwas gedichtet, wozu ich nicht den Stoff ausser mir, in irgend einem alten Romane, Legende oder Fabliau gefunden hätte", sagt Wieland selber[1]). Zu freien Schöpfungen fehlte ihm die Unmittelbarkeit der Anschauung, die Intensität des Erlebens und die Plastik der Phantasie. Den Quellen gegenüber aber steht er in allen seinen Werken — die seiner ersten Periode ausgenommen, wo eine Plünderung anderer Autoren unter Bodmers Ägide als keine Sünde galt — durchaus selbständig da; durch seine Verarbeitung und Behandlung des ergriffenen Stoffes hat er ihn mit vollem Rechte zu seinem Eigentum gemacht. Den unbegründeten Verdacht der Abhängigkeit und Unselbständigkeit hat er sich namentlich durch die ihm eigentümliche Art zugezogen, sich in Vorberichten und Randnoten auf tatsächliche oder im Texte auf fingierte Quellen zu berufen, teils um belehrend zu wirken, dem Wissenseifer der Aufklärungszeit entgegenzukommen und — ein Überbleibsel der Gelehrtenpoesie — den Eindruck grosser Belesenheit und gründlicher Gediegenheit, auch „der historischen Treue" zu erwecken, teils um sich für gewagte oder für die Zeit nicht reife „unmoralische" Ansichten hinter Gewährsmännern zu verstecken. Zu Quellenuntersuchungen aber geben diese Anmerkungen manchen Fingerzeig.

So erhalten wir im „Agathon“ durch den Bericht „Über das Historische im Agathon“ und die Randnoten über die benutzten Quellen, über Zeit und Ort, die Sitten und Personen des Romans ausführliche Auskunft. Diesen Abschnitt hat Wieland eingefügt, weil er „dem grösseren Theil der Leser, die vielleicht in dem alten Grăcien niemals sehr bewandert waren, oder manches, was sie davon wussten, wieder vergessen haben, einen kleinen Dienst zu erweisen geglaubt“, damit „besagte Leser sich desto leichter in diese Geschichte hineindenken, und von der Übereinstimmung des erdichteten Theils mit dem historischen richtiger urteilen könnten“.

Was die Zeit betreffe, so seien das dreihundertachtundneunzigste und das dreihundertachtunddreissigste Jahr vor unserer Zeitrechnung anzunehmen, in welche die Begebenheiten „Agathons“ eingeschlossen seien. Danae und Hippias betreffend lägen einige Abweichungen von der historischen Zeitrechnung vor. Dieser hätte, selbst angenommen, dass er zwanzig Jahre jünger als Sokrates gewesen sei, zu jener Zeit entweder gar nicht mehr oder doch als viel zu betagt leben müssen, um die Schönen zu Smyrna im Bade zu besuchen; jene aber hätte, als sie dem Agathon eine so ausserordentliche Liebe einflösste, bereits eine Frau von fünfzig Jahren sein müssen. Doch der Autor rechtfertigt diese Unwahrscheinlichkeit durch eine Reihe ähnlicher Fälle in Geschichte und Dichtung.

Die historischen Personen habe er weder besser noch schlimmer darstellen wollen, als man sie aus der Geschichte kenne. Man habe der Erdichtung nicht mehr verstattet, als die historischen Begebenheiten näher zu bestimmen und völliger auszumalen, indem man diejenigen Umstände und Ereignisse hinzudichtete, welche am geschicktesten schienen, sowohl die Hauptperson der

Geschichte als den bekannten Charakter der historischen Personen in das beste Licht zu stellen.

Der Agathon des Romans sei keine historische Person; einige Grundzüge könne allerdings ein Agathon hergegeben haben, der aus gutem Hause und einer der liebenswürdigsten Leute seiner Zeit, unter den Freunden des Sokrates von Platon als ein Jüngling von schöner Gestalt und einer natürlichen Anlage zu einem edeln und tugendhaften Charakter gerühmt, von Aristoteles und Aristophanes des Lobes und des Tadels gewürdigt werde und in einem Wettstreite der tragischen Dichter einen Sieg davongetragen habe. Die Rolle, die er in Syrakus spiele, und die verschiedenen Begebenheiten, die zu diesem Ende hätten eingeflochten werden müssen, seien so ebenfalls ohne historischen Grund.

Zu der Danae habe einige Züge die „historische" Danae gegeben. Das Modell sei in der schönen Glycera zu suchen, die Alcifron so reizende Briefe an ihren geliebten Menander schreiben lasse, und in den Schilderungen einiger dem Aristänet zugeschriebener Briefe. Leben und Lehre des Archytas seien dagegen ganz historisch. Dieser, der beste Mann, den die pythagoräische Schule hervorgebracht, habe in seiner Person die Verdienste des Philosophen, des Staatsmannes und des Feldherrn vereinigt; was Platon habe scheinen wollen, das sei Archytas gewesen, und wenn jemals ein Mann verdient habe, als ein Muster von Weisheit und Tugend aufgestellt zu werden, so sei es dieser Vorsteher der tarentinischen Republik. Ein Zeitgenosse der hauptsächlichsten Personen in dem Romane habe er mit solchen Eigenschaften sich dem Verfasser gleichsam selbst zu dem Gebrauche angeboten, den er von ihm mache. Kaum habe er irgend einen mit besserem Grunde und Erfolg einem Hippias entgegenstellen

können als diesen wahren Weisen, dessen Grundsätze das gewisseste Gegengift gegen die verführerischen Trugschlüsse des Sophisten enthielten und dessen ganzes Leben die vollständigste Widerlegung derselben gewesen sei.

Der Aufenthalt des Hippias in Smyrna sei eine blosse Erdichtung. Dieser Sophist sei keineswegs der elende Tropf gewesen, zu dem ihn Plato in seinen beiden nach ihm benannten Dialogen erniedrige. Der Verfasser habe hinlänglichen Grund gehabt, ihn als einen „Prätendenten an allgemeine Gelehrsamkeit, Geschmack, Weltkenntnis und feine Lebensart" zu schildern.

Historisch sind so nur die selber nicht auftretenden Episodenfiguren Cyrus, Alcibiades und Aspasia, die Philosophen Platon, Archytas, Aristipp und Hippias, und die Tyrannen Dion und Dionys von Syrakus. Was Wieland uns von dem Privatleben der ersten drei in seiner Ausmalung erzählt, ist sehr wohl historisch möglich; inwiefern er in der Darstellung der philosophischen Theorien von der Überlieferung abweicht, ist an anderer Stelle zu untersuchen; nur wo wir uns auf historischem Boden befinden, also nur in Syrakus, ist eine Nachprüfung und Vergleichung mit den tatsächlichen Verhältnissen möglich.

Von dem geschichtlichen Agathon (zwischen 442 und 447 geboren, 400 oder 401 gestorben), dem „letzten grossen Tragiker", dem „originellsten, angesehensten, einflussreichsten Vertreter der tragischen Kunst des fünften Jahrhunderts",[2]) einem Manne von grosser körperlicher Schönheit, beweglichem Geiste und weltmännischem Benehmen, „der bekannt genug war, an den sich aber doch so wenig Geschichtliches knüpft, dass der Dichter volle Freiheit behielt, nach eigenem Gutdünken damit zu verfahren",[3]) sind kaum mehr als der bezeichnende Name und die körperlichen

und geistigen Vorzüge auf unsern Helden übertragen worden. Ist ihm auch eine rege Phantasie eigen, die sich gelegentlich wie in Smyra in kleinen Erfindungen und Überraschungen gefällt, so ist er doch Philosoph und Politiker, nicht Dichter wie der Verfasser der nach frei von ihm erfundener Fabel gedichteten Tragödie „die Blume".

Der historischen Danae, der Tochter von Epikurs Freundin Leontion, sind Züge einer „schönen Seele" entlehnt. Diese, eine Vertraute der Laodike, der Gattin des Antiochus II. von Syrien, warnte, als das herrschsüchtige Weib nach der Vergiftung ihres Gemahls gegen die ihr feindliche Hofpartei wütete, ihren Geliebten Sophron, der sich so nach Ephesus flüchten konnte. Dafür wurde sie von der Königin umgebracht.

Die Gestalt der Psyche ist frei erfunden.

Eine Vergleichung der Verhältnisse zu Syrakus in unserm Romane mit den Nachrichten in Plutarchs Lebensbeschreibung von Dion, die Wieland selber als seine Quelle angibt,[4]) zeigt, dass vieles aus dem Schicksal Platons bei seinem zweiten und dritten Aufenthalte in Syrakus, wie das Verhalten des Tyrannen zu ihm, das Eingreifen des Archytas, als er in Gefahr ist, und einzelnes aus der Abschiedsszene auf Agathon übertragen ist. Ebenso sind auch die Kriegsanlässe Dions, die tatsächlich aus ganz andern Gründen entsprangen, von Wieland um das Interesse seines Helden gruppiert. An den Verhältnissen in Syrakus vor Agathons Ankunft ist nichts geändert, und wir erfahren davon auch nur so viel, als zur Charakteristik des Tyrannen, Dions und des Hofes und zur Vorbereitung für Agathons Auftreten von Bedeutung ist. Den Zug, dass der jüngere Dionys, um die üble Meinung zu unterdrücken, in die er durch sein tadelhaftes Benehmen bei Platons zweitem Aufenthalt gekommen, einen Hof von Leuten, die für Gelehrte

galten, um sich versammelt habe, hat Wieland geschickt benutzt, um seinem Helden den Zutritt zum Hofe zu ermöglichen. Einzelheiten, wie die, dass die Tyrannenburg wegen der Menge derer, die sich der Mathematik und Philosophie beflissen, ganz mit Sand bedeckt war, hat Wieland wirkungsvoll verwendet. Von dem gleichzeitigen Aufenthalt Aristipps daselbst berichtet auch Plutarch. Die nähere Ausmalung der Verhältnisse jedoch, die psychologische Vertiefung und Analyse der Personen, das Ineinandergreifen der Ereignisse, das Intrigenwerk des Philistus und Timokrates, namentlich der Kleonista ist Wielands eigenes Werk.

Die Quellen, aus denen er geschöpft, nennt er uns gleichfalls zum Teil in dem „Bericht über das Historische", zum Teil in den Randnoten.

Was die verschiedenen Orte betreffe, so würde man diese in der Art wiederfinden, wie die Alten sie uns gegeben hätten. In dem Tempel von Delphi würde man denselben delphischen Tempel erkennen, den Euripides in seinem „Jon" und Pausanias in seiner Beschreibung von Grächen geschildert habe; in Syrakus dasselbe, welches Plutarch im Leben Dions und Timoleons und Platon in einem seiner Briefe (Epist. 7. Tom. III. opp. p. 323 ed. Steph.) gezeichnet habe; in dem Smyrna jenes wiederfinden, von welchem auf den Oxfordischen Marmorn gesagt werde, dass es die schönste und glänzendste aller asiatischen Städte sei, und welche der Sophist Philostratus und der Redner Aristides als den Sitz der Musen und der Grazien und aller Annehmlichkeiten des Lebens anpreisen.

Die Sittenschilderung betreffend werde man das nämliche Volk finden, welches man aus Aristophanes, Xenophon und Demosthenes kenne; die nämlichen Sophisten, die Platon in seinen Dialogen schildere. Alles sei überall mit kennbaren Zügen dem Begriffe gemäss

herausgebildet, den das Lesen der Alten in unserem Gemüte zurücklasse. Bei dem Sophisten Hippias seien die Nachrichten zugrunde gelegt, die man in Platon, Cicero, Philostratus und anderen Schriftstellern von ihm antreffe. Was man über Perikles, Aspasia und Alcibiades und den jüngeren Dionys erfahre, sei aus Plutarch.

So führt Wieland Plutarch, Platon, Xenophon, Pausanias, Demosthenes, Euripides, Aristides, Philostratus und Alkiphron und Aristänets Liebesbriefe einerseits und das Baylesche Dictionnaire andrerseits als Quellen an. Inwieweit und ob er sie alle benutzt oder nur aus der Erinnerung einige angegeben hat, um die Glaubhaftigkeit und damit auch nach der Ansicht der unter den Wolff-Baumgartenschen Anschauungen stehenden Leserwelt den Wert der Dichtung zu erhöhen, ob ihm noch andere Werke als Vorlage gedient haben, vermag ich nicht zu entscheiden. Auch dem bestbelesenen Philologen wäre eine derartige bis ins Einzelne gehende Untersuchung — von ihrer Unfruchtbarkeit abgesehen — wenn nicht unmöglich, so doch äusserst schwierig.

Auffallend ist es, dass Wieland nirgends Heliodors „Theagenes und Chariklea", den bedeutendsten Vertreter des sophistischen Liebesromans, erwähnt, mit dem er schon frühe bekannt geworden. Nach der Anlage und allgemeinen Form in der ersten Ausgabe, auch nach dem Periodenbau hat dieser ihm bestimmt vorgeschwebt. Was den griechischen Roman überhaupt kennzeichnet: Schiffbrüche, Überfälle und Sklavereien, Liebschaften, Trennungen und Wiedersehen liefern bei Wieland das äussere Gerüst; zahlreiche Exkurse treffen wir hier wieder. Einzelheiten sind Heliodors Roman entlehnt.[5]) Der Doppelüberfall (Buch I) erinnert an Agathons Gefahr in den Händen der Mänaden und den Überfall durch die Seeräuber am Anfange des Romans. Psyche gibt

den Agathon wie Chariklea den Theagenes als ihren Bruder aus und ist wie jene ohne Kenntnis ihrer Eltern in Delphi aufgezogen worden (Buch II); bei dem grossen Festzuge daselbst erblicken Theagenes und Chariklea wie Agathon und Psyche sich zum erstenmal und entbrennen alsbald in gegenseitiger Liebe (Buch III); um den Verlockungen einer schönen thracischen Hetäre Rhodope zu entgehen, entflieht Kalasiris wie Agathon (Buch II). Die alte Dienerin, hier der Arsace, dort der Psyche, heisst Cybele; und der Name der Heldin des griechischen Romanes wird auf die entsagende Danae übertragen.

Nicht aber finden wir bei Heliodor wie überhaupt bei den griechischen Romanen Wielands grosse Kunst psychologischer Entwickelung und lebenswahrer Charakterdarstellung. Hier überwiegt, wie Rhode sagt,[6]) eine gewisse leere und leblose Idealität, der Ausdruck kalter Musterhaftigkeit, der ihnen unsere Sympathie entfremdet; diese „leblosen Gestalten dienen vorzugsweise als Gliederpuppen, an denen die herkömmlichen Stellungen und Drapierungen vorgenommen werden.“ Hier sind die Ereignisse nur um ihrer selbst willen erzählt, nicht aber, um die besondere Art des Helden zu kenntlicher Darstellung zu bringen. So ist auch Wieland, von den angeführten Einzelheiten abgesehen, Heliodors „Theagenes und Chariklea“ gegenüber durchaus selbständig.

Als das eigentliche Modell zum Agathon bezeichnet Wieland selber den Ion des Euripides.[7]) Beide seien unter den Lorbeeren des delphischen Gottes in gänzlicher Unwissenheit ihrer Abkunft aufgewachsen; beide glichen sich an körperlicher und geistiger Schönheit; die nämliche Empfindsamkeit, dasselbe Feuer der Einbildung, dieselbe schöne Schwärmerei bezeichne den einen und den andern. Die Gestalt sei ihm ganz vertraut gewesen, und in seinen jüngeren Jahren habe er

den Euripides aus dem Gesichtspunkt und der Absicht studiert, woraus und womit junge Künstler den Laokoon, den vatikanischen Apoll und andere Werke der höchsten Kunst studieren sollten.

Der Ion des Euripides hat nur ganz geringe Züge für die Jugendgeschichte des Helden geliehen. Der Knoten des Stückes, in dem die Charakterentwicklung der Creusa und die Zeichnung Ions als eines Idealbildes der attischen Jugend das Wesentliche sind, ist in einer ganz andern Weise geschürzt; dort handelt es sich darum, die Schicksale einer edlen Frau zu schildern, die Angst und Sorge des verlassenen hilflosen Mädchens, die Seelenpein um das verschwundene Kind, die Sehnsucht der einsamen Mutter, die Verzweiflung der von allen Verratenen und endlich der Jubel beim Wiederfinden des geliebten Kindes.

Was Ion und Agathon gemeinsam haben, ist, dass beide, einer geheimen Liebe entsprossen, zu Delphi erzogen werden und in Sittenreinheit, Körper- und Geistesschöne aufwachsen. Von der Charakterentwickelung und dem Werden Ions erfahren wir nichs, von Ränken und Intrigen wird sein Jünglingspfad nicht berührt, von einer selbst platonischen Liebe ist keine Rede: er ist noch eine der einfachen Gestalten des Altertums, freudig und froh im Dienste Apollons, nicht wandelnd in ätherischen Höhen wie Agathon, der schon in den Hainen zu Delphi schweren Tribut seiner Schwärmerei und Einbildungskraft zahlen muss.

Mit dem berühmten Fieldingschen Findling Tom Jones, worauf Wieland hinweist, zeigt Agathon in den Grundzügen seines Wesens eine gewisse Ähnlichkeit.

Beide Romane gehören in die Klasse derjenigen, die gegen Richardsons Tugendhelden Front machen und das allgemein Menschliche, den Menschen mit seinen Vorzügen und Fehlern feiern. „Es war die Absicht,

sagt Wieland,[8]) nicht sowohl in seinem Helden ein Bild sittlicher Vollkommenheit zu entwerfen als ihn so zu schildern, wie, vermöge der Gesetze der menschlichen Natur, ein Mann von seiner Sinnesart gewesen wäre, wenn er unter den vorausgesetzten Umständen wirklich gelebt hätte."

Während aber Fieldings Roman mit seinen naturgetreuen, vorzüglich ausgearbeiteten Charakteren, den reichen Situationen in einer kleinen Welt, den geschickten Verwickelungen, und der humorvollen, leichten Handhabung der Sprache mit Wielands „Agathon" kaum einen Vergleich zulässt, hat dieser ein höheres Bildungsniveau, eine gehaltvollere Grundlage, einen weiteren Gesichtskreis und ein ideales Streben des Helden aufzuweisen, so dass Agathon und Tom Jones in ihren Charakteräusserungen, Zielen und Schicksalen weit auseinandergehen.

Das meiste hat Wieland von seiner eigenen Individualität auf Agathon übertragen. „Ich schildere darin mich selbst, wie ich in den Umständen Agathons gewesen zu sein mir einbilde, und mache ihn am Ende so glücklich, als ich zu seyn wünschte," schrieb Wieland an Zimmermann,[9]) und im „Vorbericht zur ersten Ausgabe" sagt er, er habe, um selbst gewiss zu sein, dass er der Welt keine Hirngespenster für Wahrheit verkaufe, denjenigen gewählt, den er am genauesten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe. Aus diesem Grunde könne er ganz zuverlässig versichern, dass Agathon und die meisten übrigen Personen, welche er in seine Geschichte eingeflochten habe, wirkliche Personen seien. Agathon ist seinem Charakter, den Hauptsituationen und seinem ganzen Streben nach, Wieland selber. Grubers diesbezügliche treffliche Analyse ist zu erschöpfend, als dass ich noch etwas hinzufügen könnte.[10])

In Psyche erkennen wir Wielands Jugendgeliebte Sophie von Gutermann wieder, mit der ihn dieselbe keusche und reine Liebe verband wie Agathon mit Psyche. Einige Züge des Aristipp weisen auf ihren Gatten hin. Andere Parallelen liessen sich noch aufstellen; diese Ähnlichkeiten liegen aber mehr in den Wesensverwandtschaften der hellenistischen Periode und der modernen Aufklärung, als dass Wieland lediglich die Verhältnisse seiner Zeit in griechisches Kostüm gesteckt und etwa in Platon Klopstock und in Hippias einen der Materialisten der Neuzeit abgebildet hätte.

Anmerkungen.

Einleitung.

1) Goethes Werke in der Hempelschen Ausg. 27. Teil. 2. Abt. 55. „Zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland."

2) Schlosser, Gesch. d. 18. Jhd. 1823. I S. 226 f. vgl. S. 350.

3) Gervinus, Gesch. d. deutschen Dichtg. 5. Aufl. IV S. 336.

4) Vilmar, Gesch. der deutschen Nat. Lit. 14. Aufl. S. 431 ff.

5) Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. 9. Aufl. S. 431 ff.

6) Joh. W. Loebell, Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tode. 1858 Bd. 2. C. M. Wieland. S. 50.

7) Cholevius, Gesch. der deutsch. Poesie nach ihren antiken Elementen. I S. 624 ff.

8) Beilage der „Neuen Freien Presse" Nr. 14095. „W. sämtliche Werke".

9) 1. Sept. 1875. S. 25–29.

10) E. Schmidt, Jhb. 1890 IV, 8. Wieland v. Franz Muncker S. 107.

11) Vgl. ebda. Vorbericht.

12) Vgl. Baumgart, Über Wielands politische Schriften, gelesen in der „Deutschen Gesellschaft" zu Königsberg zum 18. Januar 1882.

13) Rossel, Histoire des relations entre la France et l'Allemagne. 1897. S. 80.

14) Scherer, a. a. O. S. 667.

15) Hettner, Lit. Gesch. d. 18. Jahrh. 3. Aufl. II. S. 478.

16) Q. L. B. Wolff, Allg. Gesch. des Romans von dessen Ursprung bis zur neuesten Zeit. Jena 1841. Vgl. S. 434—438 die recht bezeichnende Behandlung von Wielands Romanen.

17) John Dunlops Geschichte der Prosadichtungen etc., übersetzt von Liebrecht, Berlin 1851.

18) Eichendorff, der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum. Paderborn 1866².

19) Bobertag, Geschichte des deutschen Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland. Bd. 1 u. 2. Breslau und Berlin 1877—1884.

20) Scherer, Jörg Wickram und die Anfänge des deutschen Prosaromans. Strassburg 1877.

21) Rehorn, der deutsche Roman. Köln 1890

22) H. Mielke, der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts. Braunschweig 1898. Vgl. die treffende Kritik: Schmidts Jhrb. 1890: IV 3 S. 75.

23) Es seien nur ein paar genannt: Kreyssig, Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart. 1871. Gerschmann, Studien über den modernen Roman. Königsberg 1894.

Bobertag, Wielands Romane. Ein Beitrag zur Geschichte und Theorie der Prosadichtung. 1871. Beilage zum Jahresbericht der Realschule erster Ordnung zum heil. Geist in Breslau. 1. Teil. 25 Seiten. Allgemein gehalten und lediglich die formal ästhetische Seite berücksichtigend.

24) Scherer, a. a. O. S. 778.

25) Spielhagen, Beiträge zur Theorie und Technik des Romans. Bd. 1. Lpzg. 1883.

26) Lessing, Hamburgische Dramaturgie 69. Stück, Schluss.

27) Goethe, Sprüche Ethisches IV, Nr. 363 u. Kunst I, S. 671.

28) Dichtung und Wahrheit, Buch 7.

I.

1) S. IV/V.

2) Gruber Wielands Leben. 6 Bücher 1827 2 Teile. I. S. 326.

3) Vorbericht.

4) In der Gesamtausgabe. Leipzig-Göschen. 1794. Bd. 15 u. 16. S. 167.

5) Ebda. S. 168.

6) Ebda. S. 371.

7) Ebda. S. 277. — 8) Ebda. S. 242. — 9) Ebda. S. 321. — 10) Ebda S. 343. — 11) Ebda. S. 276.

12) Ebda. S. 265 — 13) Ebda. S. 308. — 14) Ebda. S. 320. — 15) Ebda. S. 231.

16) Vgl. Herchner, die Cyropädie in Wielands Werken. Wissensch. Beilage zum Programm des Humboldt-Gymn. zu Berlin. Ostern 1892/6 u. N. Jahrb. f. Phil. u. Pädag. 1896.

17) „Agathon" II S. 77.

18) „Ueber das Historische im Agathon" I. S. 18 (Gesamtausgabe).

II.

1) Vgl. Erwin Rohde, der griechische Roman und seine Vorläufer. 1900 [2] Einl. S. 1—12.

2) „Agathon" I S. 18.

3) a. a. O. S. 668.

4) Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit. 1886. II. S. 53.

3) a. a. O. S. 566.

6) Cholevius I. S. 595.

7) Scherer S. 667.

8) Matthisson, Erinnerungen. Wien. Ausg. 1815 Bd. 4 S. 213.

9) Vgl. Koberstein, Deutsche Nationallitteratur 1873[5]. IV S. 159 ff: die Übersetzungsliteratur.

10) Lessings Werke, ed. Lachmann, 2. Aufl. v. Maltzahn Bd. 5. S. 40.

11) Ebda, S. 557 f.

12) Bd. I, Stück 1, S. 59.

13) Abbt in der „Allg. deutschen Bibliothek" 1, 2. 97 ff.

14) Blankenburg, „Versuch über den Roman". Leipzig und Liegnitz. 1774. S. 527.

15) Gottscheds „Kritische Dichtkunst" 1730. S. 125.

16) Gottsched, a. a. O. S. 125.

17) a. a. O. S. 139.

18) Blankenburg, a. a. O. Vorbericht.

19) Blankenburg, a. a. O. Vorbericht.

20) S. 10.

21) S. 67 f. vgl. S. 318 ff.

22) S. 163.

23) S. 163.

24) Buch 5, Kap. 7.

III.

1) Vorbericht zur Ausgabe von 1794 S. XXX.

2) Bd 1. S. 11 ff.

3) Gruber, I. S. 469.

4) Ebda. I. S. 464.

5) Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland, herausgegeben von Ludwig Wieland. 2 Bde. Wien 1815. Bd. 1. S. 181.

6) 1768. Bd. 6 Stück 1 S. 190—211.

7) a. a. O. S. 190.

8) Ebda. S. 193.

9) Ebda. S. 202.

10) Theagenes und Chariclea. Eine äthiopische Geschichte in 10 Büchern aus dem Griechichen des Heliodor übersetzt. Leipzig. 2 Teile. 1767. I. Vorbericht; gegen den Schluss.

11) Agathon. 1. Aufl. 1767. 2. Teil S. 192 ff.

12) S. XXX.

13) Vgl. damit den Brief an Zimmermann vom 5. Januar 1762. In diesem Jahre hat er bereits 4 Bücher zur Einsicht an Gessner geschickt. Man überlese nicht, er habe die Geschichte des Agathon „schon lange zuvor in seinem Kopfe entworfen".

14) Vorbericht S. XXVII.

15) Gruber I. S. 329.

16) Brief vom 6. Oktober 1763 an Gessner.

17) Agathon, Vorbericht zur letzten Ausgabe S. XXVIII f.

18) 1. Ausgabe. Teil II. 11 Bch. 4 Kap. S. 349.

19) Ag. 1767, II, S. 351.

20) Sammlung von Ludw. Wieland. Bd. 1, S. 75. Brief vom 21. Dez. 1767.

21) Gruber, a. a. O., I, s. 631 ff.

22) Agathon 1773, IV, S. 284.

23) Agathon, dritte Ausg. Vorbericht hierzu S. XXXII.

24) Gruber I, S. 635. Brief Jakobis an Wieland.

25) Agathon, zweite Ausgabe, S. 120 f.

25) Bekanntlich befragte Wieland Adelungs Wörterbuch auf das fleissigste: Böttiger in Raumers historischem Taschenbuch 1839. S. 383 Anmerkung. Vgl. auch: „Wieland als Sprachreiniger" von Wilhelm Feldmann und Paul Pietsch in den wissenschaftlichen Beiheften zur Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. Vierte Reihe. Heft 32. 1903. S. 58—66.

27) Gustav Wilhelm, die zwei ersten Ausgaben von Wielands „Agathon". Festschrift des deutschen akademischen Philologen-Vereins zu Graz. 1896. S. 86—98.

28) Agathon, 3. Ausg. Vorbericht hierzu. S. XXXII.

29) Agathon, 2. Ausg. IV S. 286: „An die Leer des Agathon."

30) Agathon, 2. Ausg. Teil IV. S. 275 f.

31) Loebell, a. a. O. S. 316.

32) Eckermann, Gespräche mit Goethe (1836) I. S. 195.

33) a. a. O. S. 7—11.

34) Franz Thalmayr, Über Wielands Classicität, Sprache und Stil. Programm der Realschule Pilsen. 1892. Besonders S. 12—39.

IV.

1) K. A. Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen. I. S. 182.

2) Vgl. Paulys Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Neue im Entstehen begriffene Ausgabe. I. S. 760 ff.

3) Gruber, I. S. 333.

4) Für uns kommen vornehmlich die Kapitel 19—22 in Betracht.

5) Vgl. Rhode, a. a. O. S. 453 ff.

6) S. 476 f.

7) Bericht über das Historische. S. 12.

8) Agathon, S. 4.

9) Gruber, I. S. 330.

10) Gruber, I. S. 334 ff.

Thesen.

1. Die erste Fassung von Goethes Stella als „Schauspiel für Liebende“ ist der als „Trauerspiel“ vorzuziehen.

2. Die Ansicht Eichhoffs, dass die erste Quarto von Romeo and Juliet den authentischen Text Shakespeares enthält, die zweite aber eine von anderer Hand herrührende Bearbeitung, ist zurückzuweisen.

3. Hildebrandslied 23 ist Schades Konjektur: „her [h] aet ôstar hina dêt er hiess das Volk ostwärts hin, er hatte das Volk ostwärts hin aufgeboten“ anzunehmen.

Lebenslauf.

Ich, Friedrich Wilhelm Schroeder, Sohn des verstorbenen Kaufmanns Schroeder und seiner Frau Hermine geb. Baltrusch, bin am 26. November 1880 zu Rastenburg in Ostpreussen geboren. Von Ostern 1891 bis Ostern 1900 besuchte ich das Königl. Herzog-Albrechts-Gymnasium daselbst. Drei Semester gehörte ich in Königsberg und Freiburg im Breisgau der juristischen Fakultät an. Seit Oktober 1901 studiere ich in Königsberg die deutsche und die neueren Sprachen, Philosophie und Kunstgeschichte.

In dieser Zeit hörte ich Vorlesungen der folgenden Herren Dozenten:

Bastier, Baumgart, Bestaux, Bezzenberger, Busse, Castellain, Diehl, Haendcke, Kaluza, Koschwitz †, Kowalewski, Krauske, Mallin, Schade, Scharff, Schultz-Gora, Thurau, Uhl, Walter.

Zu ganz besonderem Dank bin ich den Leitern der Seminare: Herrn Geheimrat *Schade*, Herrn Prof. *Baumgart* und Herrn Prof. *Kaluza* verpflichtet, die jederzeit in väterlichem Wohlwollen ratend und helfend mir zur Seite standen.

Herrn Prof. *Baumgart* sage ich auch für die liebenswürdige Unterstützung bei der vorliegenden Arbeit meinen herzlichsten Dank.